5
1953

EL SENDERO

Der Weg

Gesunde Erziehung

in Brauchtum, Schule, Universität, Jugendbewegung, Arbeitsdienst

H. U. RUDEL — MAURICE BARDECHE

Der Weg

EL SENDERO

Registro Nacional de Prop. Int. N. 409.802 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

INHALTSVERZEICHNIS

[redacted]

Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben
zu unserm Land;
es zu erhalten
und zu gestalten
sind wir gesandt.
Mögen wir sterben!
Unseren Erben
gilt dann die Pflicht:
Es zu erhalten
und zu gestalten:
Deutschland stirbt nicht!

WORTE VON KARL BRÖGER

Der Weg

7. JAHRGANG
5. HEFT, 1953

Monatsschrift für Freiheit und Ordnung

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

Una Clase Magistral

Con motivo de la iniciación del curso lectivo en las escuelas argentinas el 20 de abril ppdo., el Excmo. Señor Presidente de la Nación, General Juan D. Perón, declaró inauguradas las mismas con una clase magistral, de la cual extractamos algunos párrafos.

"Los pueblos y los hombres que no comprenden la verdad que les llega por el camino de la enseñanza, de la educación y de la persuasión frecuentemente caen víctimas de la mentira y del engaño que son las armas con que luchan la explotación, la opresión y la ignominia.

Los culpables de tales desgracias o son los maestros o son los hombres, que no aceptan la enseñanza de la verdad.

Como gobernante de mi pueblo, y por lo tanto como primer responsable de su formación integral para la vida, yo me siento tranquilo con mi propia conciencia. Junto a mis tareas de gobierno he realizado una permanente tarea de enseñanza y de persuasión. He tratado de ser siempre para mis conciudadanos, más que un presidente, un amigo, un humilde maestro del pueblo, diciéndole la verdad, fundada en una doctrina de principios simples, claros, profundamente humanos, y respaldando esa verdad con el inmenso caudal de sus realizaciones.

... La República Argentina tiene ahora, por primera vez, una doctrina nacional, que no es, como se ha dicho con mala intención, la doctrina de un partido político.

Es la doctrina de un pueblo que la hizo suya, es la doctrina de la Patria misma, porque la Patria no es, no puede ser, solamente sus fronteras y sus símbolos que son elementos inertes. La Patria vive y se hace permanente y eterna en sus hijos, empieza y termina en sus dieciocho millones de habitantes porque si todos ellos, por una tremenda e hipotética desgracia dejasen de existir, yo me pregunto si algo de lo demás podría tener algún valor eterno.

Lo único eterno de las naciones son los pueblos. No sus símbolos, ni siquiera sus fronteras.

Por eso insisto tanto en crear un alma en nuestro pueblo para darle la unidad nacional que necesita para vencer sobre todas las vicisitudes de la historia.

El alma de nuestro pueblo debe ser conformada sobre los principios de la doctrina nacional que él ha aceptado plenamente a través de su inmensa mayoría, por su eminente contenido humanista y cristiano.

... Siempre dijimos que aspirábamos a que los niños empiecen a sonreir desde la infancia y no sólo lo dijimos. Hemos sembrado el país de realidades para que los niños de esta tierra se sientan felices y sonrían.

Sobre este clima de la niñez argentina los maestros tienen que construir un pueblo extraordinario, que no sea egoísta de su felicidad, que sepa conservarla y aumentarla con sacrificio, y que no olvide jamás que la felicidad no consiste en la satisfacción de todos los placeres, porque "el placer de vivir sin penas bien vale la pena de vivir sin placeres." ...



HELLMUT HINGKELDEY:

Brauchtumspflege

Unter Brauchtum sei hier die Gesamtheit der Formen des volkhaften Gemeinschaftslebens verstanden. Dazu gehören: Volkssprache (Mundart), Volkslied, Volksmusik, Volkstanz, Volksspiel, Umgangsformen, Sprichwörter, Sinnbilder, brauchtümliche Handlungen, Tracht, Heim (Wohnungsgestaltung) und Hausbau u. a. m. Das Brauchtum hat sich seit altersher entwickelt und wurde von vielen Generationen ausgeformt. Es ist Ausdruck und Spiegel der Volkstumsart und ist deshalb stammesmäßig und landsmannschaftlich geprägt.

Der charakter- und gemeinschaftsbildende Einfluß des Brauchtums ist erstrangig. Er richtet sich nicht an den Intellekt, sondern an das Gemüt und bildet den Menschen von innen her. In Gleichnissen, Beispielen und Sinnbildern hat der Mensch ständig das in seinem Volkstum erstrebenswerte Menschenbild und eine bestimmte Lebensauffassung unbewußt vor sich. Schon das Kind wächst durch die Muttersprache, durch Märchen und Sagen, durch Sprüche und Lieder, durch Spiele und Reigen und durch Bräuche (etwa an Ostern oder an Weihnachten) in Vorstellungen hinein, die für die gesamte Volkheit gültig sind. Von frühester Jugend an werden dem Menschen durch das Brauchtum sittliche Wertmaßstäbe und Leitgedanken für das Leben eingegeben. Im Volkslied wird dies besonders deutlich. Es herrschen im deutschen Liede bestimmte Auffassungen vor über Liebe und Treue, Sittlichkeit und Mutterschaft, Ehre und Freiheit, Arbeit und Geld, Natur und Gott, die für den einzelnen verpflichtend sind, will er in der Ge-

meinschaft Achtung genießen. So bildet sich durch den Einfluß des Brauchtums in seelisch-geistiger Hinsicht ein Menschentypus.

Diese allgemeine Wirkung, welche eine bestimmte volkhafte Lebensauffassung für alle verbindlich macht, geht aber nur dann vom Ueberlieferungsgut aus, wenn es als lebendiges Brauchtum geübt wird, in der Familie und in der Gemeinschaft. Dort, wo das überlieferte Volkskulturgut nur vorgeführt, auf der Bühne dargestellt oder dargeboten wird, übt es nur eine ästhetische Wirkung aus. Der Vortrag eines Volksliedes gefällt zwar, die Vorführung eines Volkstanzes findet Beifall und alte oder erneuerte Trachten werden gerne bewundert, wenn irgendwo eine Trachtengruppe auftritt, aber an der Haltung der Zuschauer oder Zuhörer untereinander ändert sich dadurch nichts. Bei dem einen oder andern mag die Darbietung als ein Bild einer vergangenen schöneren Welt Sehnsucht oder Erinnerungen wecken. So ist ein Arbeiter nach den Darbietungen einer dörflichen Trachtentanzgruppe an das Podium herangetreten und meinte: „Bei Euch muß es schön sein!" Daraus spricht eine Sehnsucht nach einem Leben in ungezwungener, froher Gemeinschaft. Dieses Verlangen nach echtem Gemeinschaftsleben haben wohl Millionen mitten im Massentrubel vereinsamter Menschen in Europa. Aber dieses Bedürfnis der Menschen wird in unserm Zeitalter der Massenunterhaltung kaum befriedigt. Man läßt sich unterhalten. Man braucht selbst nichts zu tun. Trotz allen Betriebes empfinden die Menschen manchmal die geistige Leere dieses Lebens. Sie suchen Tuchfühlung mit ihren Mitmenschen, sie wollen miteinander leben und feiern. Denn aus der lebendiggefühlten Gemeinschaft erwächst die Kraft zum Leben!

So sind nach 1945 bei uns wieder zahllose Vereine gegründet worden, nicht nur um etwa als Gesangverein den Chorgesang, als Theaterverein das Bühnenspiel oder als Sportverein die Körperertüchtigung zu pflegen. Ein in der Satzung meist ungeschriebenes Hauptanliegen all dieser Vereine ist die Pflege der Geselligkeit. Bei den Vereinsveranstaltungen sind nun überall Ansätze einer echten Geselligkeit zu spüren und zu beobachten, aber nur insoweit als zufällig und überlieferungsgemäß die Formen des geselligen Lebens geübt werden. In besonderem Maße ist dies bei den landsmannschaftlichen Vereinigungen der Heimatvertriebenen der Fall, die in ihrer heimatlichen Geselligkeit ihre Heimat und Geborgenheit suchen. Die Mehrzahl der Vereine wird aber von Brauchtumskennern oder -Pflegern nicht beraten. Und so steht nicht die Brauchtumspflege, sondern die Vereinsmeierei in voller Blüte, ja manchmal „schießt" sie sogar. Dessen ungeachtet ist das Vereinsleben ein Beweis für das Verlangen nach Gemeinsamkeit und für die Sehnsucht nach gesitteter Geselligkeit.

Wenn der Mensch zum Gemeinschaftsbewußtsein und damit zu einem brauchbaren Staatsbürger erzogen werden soll, dann muß die gemeinschaftliche Haltung im Bereich der Geselligkeit Geltung haben. Die Brauchtumspflege wird also zu einer politischen Aufgabe ersten Ranges.

Die Notwendigkeit der Volksliedpflege, der Trachtenerhaltung, der Volkstanz- und Volksmusikpflege wurde längst erkannt. Deshalb gibt es ja seit Jahrzehnten Gesang-, Trachten- und Heimatvereine, Spiel- und Tanz-

kreise. Aber mit dem Vortrag eines Volksliedes oder mit der Vorführung eines Trachtentanzes haben wir noch keine Brauchtumspflege. Brauchtum entsteht und ist erst dort, wo die Gemeinschaft einbezogen wird. Es ist doch so, daß die Pflege des Volksliedes in einem Gesangverein oder in der Schule auf das gesellige Leben des betreffenden Ortes so gut wie gar keinen Einfluß ausübt. Das Kind und der schulentlassene Jugendliche betrachten das Volkslied als eine Angelegenheit der Schule, die mit der Geselligkeit der Erwachsenen nichts zu tun hat. Denn, wenn die Erwachsenen singen — in diesem Fall die vergnügte, reifere Jugend — dann singen sie Film-, Tanz- und Karnevalsschlager. Und das Volkslied, das der Gesangverein einübt, ist auch nur im Rahmen eines Programms als Vortrag des Chores zu hören. Es fällt niemandem ein, etwa bei einer öffentlichen Tanzveranstaltung während einer Tanzpause ein Volkslied anzustimmen und zum Mitsingen aufzurufen und der Gesangvereinschor ist hier auch nicht zur Stelle, um als Ansingegruppe das Offene Singen zu tragen. Man meint eben, Volksliedpflege ist Sache des Gesangvereins und nicht Sache der geselligen Gemeinschaft. Dabei wäre das gemeinsame Lied geselligkeitsfördernd und sittenbildend. Der Brauch des gemeinsamen Singens bei geselligen Zusammenkünften ist auf dem Dorfe noch vor 30 Jahren üblich gewesen. Während hier die Gemeinschaft einen Gewinn hatte, ist der moderne Usus des Schunkelns und Singens bei Wein- und Bierfesten durch die Wahl der Stimmungslieder und Schlager eher sittenwidrig als gemeinschaftsfördernd. Denn der Begriff der Gemeinschaft ist verbunden mit Sitte und Ordnung. Dort, wo die Schranken der guten Sitte niedergerissen werden, wird der Brauch zur Unsitte. In jedem Falle löst das gemeinsame Singen ein neues Erlebnis aus. Man entdeckt in seinem Nachbarn einen Mann gleicher Gesinnung und gleicher Art. Ein Bauernknecht erklärte dem Leiter eines Offenen Singens darnach: „Das schönste war, daß ich zusammen mit dem Lehrer gesungen hab". Er fühlte sich also in eine neue Gemeinschaft einbezogen, zu der er sonst keinen Zugang fand. Die Schranken der Stände waren durch ein gemeinsames Lied überbrückt worden.

In viel stärkerem Maße als das Volkslied hat nun der gesellige Tanz gemeinschaftsbildende Kraft. Wer als Musikant Gelegenheit hatte, die Jugend beim Tanz zu beobachten, kommt zu der Feststellung, daß bei den heutigen Tanzveranstaltungen kaum mehr echte, frische Fröhlichkeit und angenehme, herzliche Geselligkeit aufkommen. Hat die Musikkapelle ihr Stück beendet, so wartet das junge Volk ungeduldig auf die Wiederholung des Tanzes. Wenn keine Wiederholung mehr gefordert werden kann, stehen und sitzen die jungen Leute herum, die sich auf dem Lande im allgemeinen immer noch nach Geschlechtern getrennt im Tanzsaal aufhalten, und wissen einander kaum etwas zu sagen. Es ist also häufig todlangweilig. Das war früher nicht so. Der Unterschied zwischen Gestern und Heute wird dem Musikanten besonders augenfällig, wenn die Alten beispielsweise am Abend des Kirmesmontags das Recht im Tanzsaal haben. Da herrscht sofort Gemütlichkeit und Stimmung. Alte Tänze und Lieder müssen gespielt werden. Tanzspiele werden gemacht. Scherzworte fliegen hin und her. *Und die Jugend steht staunend über so viel Lebenslust dabei.* Was mag der Grund sein für einen solchen Unterschied bei Alt und

Jung? Oberflächliche Beobachter meinen, die fehlende Stimmung bei den Jugendlichen läge am Geldmangel und demzufolge am fehlenden Alkohol. Diese Erklärung ist nur zum Teil richtig, denn ein junger, frischer Bursch braucht weder Geld noch Alkohol, um froh zu sein. Andere sagen, es sei Sache der Musikkapelle für Stimmung zu sorgen. Dieser Einwand trifft schon eher zu. Doch sind es nicht allein die Schlager, welche, zum Mitsingen anregend, die Stimmung bringen. Die Geselligkeit wächst noch aus anderen Faktoren.

Vergleicht man die Tanzveranstaltungen miteinander, so findet sich des Rätsels Lösung sehr schnell. Die gemütlichsten Tanzveranstaltungen erlebt man in Orten, die sich durch eine Brauchtumsüberlieferung auszeichnen, oder bei manchen Vereinen. Wenn die Tanzveranstaltung im Rahmen eines bestimmten Brauches gehalten wird, überträgt sich die dort gefundene Fröhlichkeit auf den Tanzsaal. Bei Vereinsbällen werden häufig Polonaisen und Francaisen getanzt und man beobachtet gerade dort eine schöne Geselligkeit. An beiden Fällen erkennen wir, daß das gemeinsame Tun Gemütlichkeit und Fröhlichkeit auslöst. Es wäre falsch anzunehmen, daß das nur bei den Alten möglich ist, die Jugend heute und anderswo das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geselligkeit nicht haben würde. Es fehlen ihr aber die Formen, diesem geselligen Gefühl Ausdruck zu geben. Man braucht nur als Musikant das Publikum auffordern, bei geselligen Tänzen (Zufallswalzer z. B.) und bei heimatgebundenen Tanzspielen mitzumachen. Wenn sie auf nette Art und gut erklärt werden und vielleicht noch eine Gruppe da ist, welche die Tänze schon kann und die sich dann Partner holt, so wird auch diese Art der Brauchtumspflege Erfolg haben. Im Nu werden Langeweile und blasierte Gesichter aus dem Saale verschwunden sein. Die Menschen sind dann wie umgewandelt. Während bei den Paartänzen ein Paar am andern vorbeitanzt, ergibt sich bei den Gruppen- und Gemeinschaftstänzen eine Beziehung von einem Paar zum andern. Man muß sich dabei einordnen und Rücksicht nehmen auf die anderen. Schon bei der Polonaise wird das gemeinsame Tun und das geordnete Bild zum Erlebnis. Bei der Francaise (um bekanntere Gruppentänze zu nennen) ist die Verbindung von Paar zu Paar noch deutlicher. Oder etwa beim Wechselrheinländer bleibt keine andere Wahl als mit jedem Mitglied der Tanzgesellschaft zu tanzen. Und bei den überlieferten Volkstänzen kommt noch ein Spiel mit Händen, Füßen und Augen hinzu, was wiederum Abwechslung, Freude und Leben in die Gesellschaft bringt. Das Sichbegegnen, die Abwechslung der Partner und die wegen der Tanzordnung notwendige Aufmerksamkeit auf das Vis-a-vis geben Gelegenheit sich zu grüßen, zu sprechen und sich kennenzulernen und darin liegt der Grund zur Fröhlichkeit und das Wesen der Geselligkeit. Diese Gemütlichkeit und Herzlichkeit sucht das Publikum landauf, landab, auch in der Stadt. Gerade in geschlossenen Gesellschaften, wo man sich gegenseitig kennt, ist diese Art zu tanzen angebracht. Unsere Jugend ist gesund und natürlich genug, bei solchen geselligen Tänzen begeistert mitzumachen. Und gerade für die älteren Jahrgänge und für die Verheirateten ist die gemeinschaftliche Tanzweise gemäßer als der extravagante Modetanz. Man spricht in der Demokratie sehr viel von Menschlichkeit und Menschenwürde. Diese Tugenden und

Ideale wollen auch auf dem Tanzboden gelebt sein. In den überlieferten Tänzen haben wir nun Tanzformen, die der Art und Würde des europäischen Menschen entsprechen, während man bei vielen importierten Tänzen wohl nicht behaupten kann, daß sie mit der europäischen Kultur in Einklang stehen.

Wenn von den volkstumsgemäßen Mitteln der Gemeinschaftspflege die Rede ist, dann darf die Trachtenpflege nicht unerwähnt bleiben. Es ist hier nicht der Platz, über Stand und Gebiete der Trachtenerhaltung zu sprechen. Bedeutungsvoll für die europäische Volkstumserhaltung ist jedoch, daß vor allem im Alpengebiet (in den österreichischen Ländern, in der Schweiz und in Bayern) eine starke Bewegung der Trachtenerneuerung vorhanden ist, die ihre Wirkung schon auf andere Gebiete ausstrahlt. Diese Bewegung kommt nicht spontan aus der konservativen Volksschicht, sondern wurde von Volkskundlern und Heimatpflegern angeregt und wird von ihnen gefördert. Ausschlaggebend für den Erfolg ihrer Bemühungen ist das Beispiel, das sie selbst und eine gewisse Führungsschicht (Bürgermeister, Lehrer, Aerzte und ihre Familien) geben. So war es übrigens zu allen Zeiten, daß das Vorbild der „Herrschaften" (man denke ans Mittelalter oder an die Trachtenpflege des Erzherzoges Johann in Oesterreich) die Entwicklung der Tracht wesentlich mitbestimmt hat, ohne daß man deshalb von einem „gesunkenen Kulturgut" sprechen muß. Heute sind es nun heimatbewußte Menschen, welche die überlieferte Tracht den Erfordernissen unserer Zeit (in hygienischer Hinsicht und überhaupt im Hinblick auf eine lebensbejahende Einstellung) anpassen oder die abgerissene Ueberlieferung wieder anknüpfen wollen. Je mehr die Einsicht wächst, daß mit der Entartung und Zersetzung der europäischen Volkstümer Europa selbst in Gefahr kommt unterzugehen, desto mehr wird die Trachtenkleidung ein Bekenntis zur angestammten europäischen Art und eine Absage an Ost und West. Wer schon einmal die Tracht einer Gemeinschaft getragen hat, weiß, daß die Gemeinschaftskleidung auch zu gemeinschaftlicher und sittenbewußter Haltung verpflichtet. Der Träger der Tracht lebt immer im Gefühl der Zugehörigkeit zu Menschen gleicher Art und kennt nicht das Gefühl der grenzenlosen Vereinsamung, wie es dem Massenmenschen unserer Tage mitten in der Betriebsamkeit ankommen mag. Der Trachtenträger ist nicht mehr der uninteressante Allerweltsbürger, sondern Vertreter seiner Stammesgruppe und legt mit seiner Tracht und seinem Gehabe Zeugnis ab von seiner Volkstumsart. Er ist verwurzelt im europäischen Boden und gegen Vermassung gefeit.

Häufig wächst der Wunsch nach einer gemeinschaftlichen Kleidung aus dem gemeinsamen Singen und Tanzen. So ist es immer, wenn Gemeinschaft gepflegt und erlebt wird, daß sie sichtbar werden will. Die einmal begonnene Gemeinschafts- und Volkstumspflege hat dann weitere erfreuliche Folgen. Es entsteht in der lebendigen Gemeinschaft das Gefühl und der Wunsch, alle Ereignisse des Lebens im selben gemeinschaftlichen Sinne und aus dem gleichen Geist des Volkstums zu gestalten. Die Feste des Lebenslaufs (Geburt, Jugendfest, Hochzeit und Begräbnis) und des Jahres-

laufs (Weihnachten, Fasnacht, Ostern, Hohe Maien, Sonnwend, Erntefest, Totengedenken) wollen ebenso volkstumsgemäß gefeiert sein. Man will dann auch die Umwelt (die Wohnung und den Hausbau) mit dem Geiste der Stammesart in Einklang bringen. So findet der Mensch zu sich selbst. Kräfte, die man längst verschüttet glaubte, werden frei. Die Gemeinschaft gestaltet ihr Leben selbst, auch im religiösen Bereich. Durch die Entfaltung des eigenen Lebens kommen plötzlich Begabungen zum Vorschein, die bisher geschlummert haben, die uns aber aus der überlieferten Volkskunst vertraut sind. Da beginnt ein Zeichnen, Malen, Schnitzen, Werken, Reimen und Spielen, wie wir es als Anlage bei den Kindern kennen, die aber heute noch häufig durch Verschulung völlig zum Erliegen kommt. So erleben wir im Bereich der Brauchtumspflege ein Erwachen des Volkstums schlechthin.

Wenn wir der Meinung sind, daß die Vermassung das gesellschaftliche Zusammenleben im europäischen Sinne und damit die europäische Kultur überhaupt bedroht, und wenn wir glauben, daß nur derjenige europäisch fühlen und denken kann, der in seinem Volkstum verwurzelt ist, müssen wir als bewußte Europäer und Kulturpolitiker dafür Sorge tragen, daß unsere Mitmenschen und unsere Kinder die Umwelt und die Gemeinschaft in unserer angestammten Art erleben. Dann werden die hohen Werte unseres Volkstums für alle wieder verbindlich und der Mensch erhält mit der brauchtümlichen Sitte das Richtbild seines Handelns. Er weiß dann immer, was er zu tun und zu lassen hat und kann die Probleme des Lebens aus seinem Gefühl für Sitte und Recht heraus beurteilen. Erliegt der Mensch aber der Vermassung, die Mode, Jazz und Schlager, Gangsterfilme und Kitschliteratur bewirken, kann er nicht mehr zwischen recht und schlecht unterscheiden und man braucht sich nicht wundern, daß er mit der Sitte auch seine Ehrenhaftigkeit verliert. Dieser der Sitte entwöhnte Massenmensch ist Objekt der Propaganda gleich welcher Richtung. *Durch die Brauchtumspflege erziehen wir aber einen freien, in seinem Volkstum gefestigten Menschen, der kein Ohr hat für Propagandaparolen irgendwelcher Art.*

ANNEMARIE DAHM:

Wissen und Charakter

Wenn heute des öfteren die Frage aufgeworfen wird, welche Bedeutung der Wissenschaft für das Leben und die Formung eines neuen Menschenbildes zukommt, so fühlen wir in dieser Frage Zweifel und Sehnsucht zugleich. Doch auch in der Gegenwart erkennen wir noch immer den unaufhörlichen Gestaltwandel, der sich zwischen der Empirie und der Theorie vollzieht, insofern als man aus der Lebenswirklichkeit eine vergeistigte Norm gewinnt, die man alsdann entweder als naturwissenschaftliches Gesetz oder als philosophische Lehre wiederum in der Welt der Erfahrungen in Anwendung bringt. Indes die meisten Theorien und weltanschaulichen Lehrsätze unterliegen dem Schicksal, im Laufe der Zeiten zu erstarren und unter einer reinen Rationalität von dem lebendigen Gefühlsstrom und der Wirklichkeitsnähe abgeschnitten zu werden. Nur schöpferischen, genialen Persönlichkeiten gelingt es dann, diese erstarrten Doktrinen wieder mit lebendigen Kräften zu erfüllen und sie mit der Daseinswirklichkeit erneut in Verbindung zu bringen.

So bleibt auch eine Wissensvermittlung, die lediglich auf einer nackten, leeren Interpretation beruht, ein fruchtloses Bemühen. Erst wenn sie die gesamten seelischen Kräfte des Individuums anregt und in höchstem Maße zur Charakterentfaltung beiträgt, kann sie als ideal und erstrebenswert erachtet werden, weil sie nunmehr von lebendigen Impulsen getragen wird. Aus dem Grunde hat im Mittelpunkt jeder wahren Wissensvermittlung der M e n s c h zu stehen, und zwar auf der einen Seite als Persönlichkeit des Lehrers, nach der anderen Richtung hin in der Gestalt des Lernenden. Eduard Spranger sagt: „In der Schule mehr als überall kommt es auf den M e n s c h e n an, nicht auf Pläne und Formen".

Das Leitmotiv für eine wahre Wissensvermittlung und ein echtes Bildungsstreben kann darum nur in einer charakterlichen und humanistischen Förderung beruhen. Wissensvermittlung und Charakterformung stehen im Grunde genommen in einer tiefen Polarität zueinander.

Wenden wir in dieser Beziehung einmal kurz unseren Blick nach dem Fernen Osten. Bei keinem Volke der Erde ist wohl diese enge Verbundenheit zwischen Wissensvermittlung und Erziehung so ausgeprägt gewesen. wie bei den Chinesen, die seit Jahrtausenden immer dasselbe Ziel verfolgten nämlich: die Bildung der Persönlichkeit, die mit Menschenliebe und staatsbürgerlicher Tüchtigkeit begabt sein sollte. In psychologischer Hinsicht ist es sehr interessant zu lesen, was ein Schüler Kungdsi's namens Yän Yüan einmal über die rechte Art des Lehrens sagt: „Der Meister lockt

freundlich Schritt für Schritt den Menschen. Er erweitert unser Wesen durch (Kenntnis der) Kultur, er beschränkt es durch (das Gesetz des) Geziemenden.“ Oder wie es bei Mongdsi heißt: „Auf fünf verschiedene Arten spendet der Edle Belehrung. Auf manche wirkt er befruchtend, wie ein Regen, der zur Zeit fällt, manche vollendet er in ihrem Wesen, manche bildet er aus in ihren Fähigkeiten, manchen beantwortet er ihre Fragen, und für manche ist er ein Vorbild für einsame Nachfolge. Diese fünf Arten sind es, wie der Edle Belehrung spendet.“

Wenn solche Theorien, unter modernen Begriffen, auch nicht als pädagogisch-wissenschaftlich exakt betrachtet werden können, so betonen sie doch die Wichtigkeit der „belebenden“ Wissensvermittlung, die eine charakterlich fördernde Aktivität in dem Lernenden hervorruft. Das sollen vor allem auch die Worte besagen: „Den Menschen Schritt für Schritt hervorzulocken“. Wie bekannt, erstarrte ebenfalls in China jene ideale pädagogische Theorie im Laufe der Zeiten, weil am Ende das Ziel des Lehrens und Lernens nicht mehr in der Charakterentwicklung lag, sondern (ähnlich wie es teilweise auch auf den Schulen und Universitäten in Europa geschieht) das Ablegen eines Examens in den Vordergrund trat.

Wir wissen, daß Wilhelm von Humboldt der eigentliche Schöpfer eines neuhumanistischen Bildungsideals ist, das noch bis in die jüngste Zeit hinein maßgebend war. Bei Humboldt soll die Individualität durch den Bildungsgang zur Humanität erweitert werden, die ihrerseits aber naturgemäß zur Universalität führen muß. Trotzdem wird in dem Humboldtschen Bildungsideal die Vollkommenheit darin gesehen, Individualität und Universalität zu einer Einheit zu verbinden. Somit gipfelt also im eigentlichen Humboldtschen Sinne Bildung immer in einer höheren ästhetisch-ethischen Harmonie. Eine solche Einheit konnte aber nur unter dem Lebens- und Weltgefühl der damaligen Epoche, sagen wir exakter, einer „klassischen“ oder auch „romantischen“ Zeit wirklichkeitsnah bleiben. Unser heutiges Leben ist von einer oft erschreckenden Nüchternheit und zu einer durch nichts zu beschönigenden materialistischen Realität geworden. Daher können wir nicht mehr, weder charakterlich noch lebensanschaulich einzig und allein von einem nackten, bloßen Wissen, etwa dem Wissensstoff der Antike oder einer rein humanistischen Bildung innerlich existieren, bzw. nach außen hin dem Lebenskampf gegenüber widerstandsfähig bleiben, wenn wir nicht die Ideenwelt der Antike befruchtend hineinströmen lassen in Erlebnis und Gegebenheiten unserer gegenwärtigen Generation.

Bildend — und das heißt im tiefsten Sinne immer charakterbildend — können für den Menschen nur solche Wissensgüter und eine solche Wissensvermittlung sein, die das Ergebnis eines lebendigen, geistigen Schaffens sind. Damit werden aber auch Träger und Vermittler notwendig, die charaktervolle, reife Persönlichkeiten darstellen, welche es verstehen, dem Lernenden die Tiefe des Daseins bis zu einem möglichen Grade faßbar zu machen. Auf diese Weise werden dann dem Schüler weltanschauliche Kräfte vermittelt, um den gegenwärtigen Lebenskampf zu meistern. Reines Wissen kann erst bei einer gewissen geistigen Reife vermittelt werden, wo

schon ein klares, sicheres Urteilsvermögen gegeben ist. Indes zunächst muß der Lernende noch aus einer erlebbaren Weltnähe auf die Ewigkeitswerte hingewiesen werden, um letztere als Leitmotive seinem eigenen Streben voranzustellen. Aus dem Grunde soll jeder Lehrer danach trachten, die Bildungswerte der inzelnen Disziplinen in selbst erfühlter und erlebter Form weiterzugeben, damit sie auch in dem Lernenden zu einem lebendigen Geistesgut werden können. Wissensvermittlung ist somit „Berufung", nicht „Beruf", da sie den ganzen Menschen seitens des Lehrenden fordert! Herbart äußert sich besonders klar über dieses wichtigste Moment hinsichtlich der Beziehung des Lehrers zum Lernenden, das er in der „lebendigen Begegnung" zwischen Lehrer und Schüler sieht. So sagt Herbart wörtlich: „Der Erzieher wird dem Zögling ein ebenso reicher als unmittelbarer Gegenstand der Erfahrung, ja sie sind mitten in der Lehrstunde einander ein Umgang, in welchem die Ahnung wenigstens enthalten ist von dem Umgang mit den großen Männern der Vorwelt oder mit den rein gezeichneten Charakteren der Dichter."

Diese innere Belebung und geistige Aktivität, zu welchen die Wissensvermittlung den Schüler anregen soll, bezeichnet Herbart einmal als die „Interessen" eines Menschen und sagt: „solcher Quellen recht viele zu öffnen, sie reichlich und ungehindert strömen zu machen, das ist die Kunst, das menschliche Leben zu verstärken." Ja, „diese unmittelbare Fülle des Lebens" (wie Herbart sie nennt) kann niemals geschaffen werden, wenn das Lernen nicht den eigentlichen Zweck hat, daß dieses „Interesse" aus ihm erwächst. Das lebendige Mitwirken des Lernenden wird aber getötet, wenn das Lernen, und im weiteren Sinne auch das Examen, Selbstzweck werden. So meint Herbart: „Das Lernen soll dazu dienen, daß Interesse aus ihm entstehe. Das Lernen soll vorübergehen und das Interesse (also die innere Belebung und geistige Lebendigkeit!) soll während des ganzen Lebens beharren." Das kann allerdings nie durch eine oktroyierende und normierende Wissensvermittlung erreicht werden, sondern nur durch einen Bildungsgang, der eine freie Entfaltung und Entwicklung der Einzelpersönlichkeit gewährleistet!

Aus dem oben Erörterten wird ferner klar hervorgehen, daß man nie zu einer „Leben"vermittelnden, „charakterformenden" Wissensvermittlung gelangen kann, wenn man lediglich die rein intellektuelle, rationale Zone im Menschen anspricht. Ein weltfremdes, abstraktes Wissen ist ebenso bedenklich, wie ein rein auf das Pragmatische gerichtetes „Zweckwissen", dem oft eine technisch-mechanisierte Wissenschaft zugrunde liegt. Sie vermögen niemals wahrhaft bildend zu wirken. Die ganze menschliche Persönlichkeit können wir nur dann erfassen, wenn wir sie durch die emotionale Sphäre, also durch gefühlsmäßige Erlebnisse hindurch, anregen. So wird ja in jeder lebendigen Pädagogik immer wieder die hohe Bedeutung der freien Entfaltung der „Phantasie" (im besten, schöpferischen Sinne gemeint!) im Kinde und im Lernenden betont. Und Herz und Gemüt sind ja das Zentrum der Phantasie. Indes ohne Herz und Gemüt muß jede menschliche Persönlichkeit in ihren edelsten, tiefsten Werten, in ihrer schöpferischen Kraft verkümmern. Jede noch so treffliche Theorie, jede philosophische Lehre muß erstarren, wenn sie nur von der rationalen Ebene

her aufbauen und nicht an den belebenden Kraftstrom des Gefühles und der schöpferischen Phantasie angeschlossen sind.

Weiter kann aber eine solche ethische Förderung durch Wissensvermittlung nur durch tiefes humanitäres Verstehen und darum eben nur durch Liebe geschehen. Pestalozzi hat uns diese Liebe in seinem pädagogischen Eros vorgelebt. Der große Pädagoge Kerschensteiner hat diese Idee zu einem sozialen-karitativen Ideal, zu einer Versittlichung des Gemeinwesens erweitert. Er erstrebte eine Charakterbildung im Gemeinschaftsdienst, indem er die „Buchschule" gewissermaßen abschaffte und durch eine Arbeitsschule ersetzte. Hier erstrebte er durch eine Arbeitsgemeinschaft, durch Selbstregierung und Arbeitsunterricht eine selbstlose Eingliederung des Einzelnen für die Verwirklichung einer geistig-sittlichen Bildung des Mitmenschen. In seiner Schrift: „Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung" hat Kerschensteiner das Wesen des wahrhaft berufenen Lehrers als eines „Menschenbildners" sehr tiefgreifend und schön dargelegt. Das Individuum soll ferner durch diese Art der Bildung dahin erzogen werden, sich nicht nur auf sein Selbst und seine eigene Welt zu richten, sondern sich in humanem Sinne dienend mit hineinzustellen in alle Dinge, Fragen und Geschehnisse der gegenwärtigen Epoche und ihrer kulturellen Forderungen.

Auch die heutige „Erwachsenen- und Volksbildung" bemüht sich darum, in der Wissensvermittlung, vor allem auf den Volkshochschulen, den ganzen Menschen anzusprechen. Das bedeutet, daß die bisherige mehr vortragsmäßige Volksbildung, das sogen. „autoritative" Lehren, in wachsendem Maße von einer bildnerisch-ethisch getragenen Wissensvermittlung abgelöst wird. Man versucht, auch den Erwachsenen zu „selbständiger" geistiger Arbeit anzuregen und somit den Wissensstoff und das Kulturgut zum Erlebnis werden zu lassen. Es ist stets eine seelische Gefahr, wenn Wissen, Kunst und Bildung zu einem Firnis oder zu einem leeren „Betrieb" werden. Allzu leicht werden dann: „Wissen" und „Bildung" als „identisch" erachtet.

So kann man zusammenfassend wohl sagen: Wissensvermittlung kann nur fruchtbar werden, wenn sie anregt und nicht zu einem didaktischen Materialismus, bzw. nur zur Schulung des Verstandes führt. Wahre Anregung ist indes im tiefsten Sinne Erziehung, und letztere kann wiederum nur dann erreicht sein, wenn der Lernende zu verantwortlichem Denken und freier Entscheidung herangebildet ist. Auf dieser Stufe erfolgt die Krönung zur „Persönlichkeit". Durch solchen innerlichen Fortschritt, vollendet der Mensch sich letzten Endes selbst und erfüllt die Forderung des bekannten griechischen Wortes: Werde der du bist!

OTTO BRENNER:

Erziehung europäischer Jugend

Überall regen sich in den Völkern Europas Kräfte, die den bisherigen Stand der Nationalstaaterei überwinden wollen und zu einer höheren Ordnung streben. Die Besten der europäischen Jugend sind es mit, die zusammenstreben und die es nicht verstehen, daß ihrem Wollen noch immer Schranken entgegengestellt werden. Sie wollen zusammenkommen, sich kennen lernen, um dann gemeinsam an die Arbeit zu gehen. Es ist ihnen nicht an einer flüchtigen Bekanntschaft gelegen, die im Grunde genommen nur auf einige höfliche, freundliche Worte hinauslaufen kann, sondern sie wollen miteinander leben, dabei Freud und Leid gemeinsam teilen, in friedlichem Wettbewerb die Kräfte messen und sich vor allem ihre eigene gemeinsame Erlebniswelt aufbauen. Laßt sie zusammenkommen! Schafft ihnen die für ihr Streben geeigneten Stätten und laßt sie im aufnahmefähigsten Alter recht viele für ihr ganzes späteres Leben entscheidende Gemeinschaftserlebnisse in sich aufnehmen!

Gemeinsamer Urgrund unserer europäischen, abendländischen Kultur sind die schöpferischen Leistungen der alten Griechen, der Römer und Germanen. Laßt eine Auswahl bester europäischer Jugend gemeinsam zu diesen Quellen gehen und aus ihnen neue Kräfte neben alten Weisheiten und Erfahrungen schöpfen. Zeigt ihnen daneben das Gemeinsame in der Geschichte aller europäischen Völker auf. Wie langsam in jahrhundertelangem Werden über die Stadtstaaten, die Fürstentümer, die Nationalstaaten hinweg wohl unter größten Opfern und Schmerzen stetig ein immer größerer Bund gewachsen ist, der in unserer Zeit durch einen Zusammenschluß ganz Europas gekrönt werden soll. Bei der Behandlung der Leistungen und Erfahrungen großer Physiker, Chemiker und Biologen wird es ein Leichtes sein, immer wieder aufzuzeigen, daß wir in Europa nicht nur zusammengehören, sondern daß es nur möglich ist, weiter zu bauen, wenn wir über zu eng gewordene Grenzen freimütig hinweggreifen und uns zu gemeinsamer Tat zusammenschließen. Der Unterricht in Mathematik wird dazu helfen, vor allem das logische Denken zu fördern, während in der Erdkunde der Blick für gemeinsame Aufgaben in der Welt geschärft werden könnte. Welche Lust und Freude aber muß es bereiten, die Muttersprache anderer Völker der großen europäischen Familie unterstützt durch lebendige Zeugen der einzelnen Völker im direkten Verkehr mit ihnen nahezu spielend zu lernen. Und wo die menschliche Sprache nicht ausreicht zur gegenseitigen Verständigung, da wird man sich in das Reich der Töne begeben, Kunstwerke großer europäischer Meister sprechen lassen, um ein aus ihnen quellendes gemeinsames

Gefühl noch zu vertiefen. Dabei müßte der ganze Unterricht sich auf die erprobten Formen der jahrhundertelangen ausgebildeten pädagogischen Erfahrung stützen ständig danach strebend, jedes tote Wissen der Schüler zu vermeiden.

Auf die und zwar denkbar gründlichste, jedoch bloße Vermittlung einer höheren Bildung dürfte sich der Erziehungsplan aber keinesfalls beschränken, sondern mit allen zur Verfügung stehenden reichen Mitteln die Erziehung der Gesamtpersönlichkeit des jungen Europäers in allen seinen Lebensäußerungen sich zum Ziele setzen. Als Bildungsideal müßte jener im Sinne Platos harmonisch gebildete Mensch erscheinen, der auch als vollendete Einzelpersönlichkeit sich Europa, aber auch seinem eigenem Volke gegenüber verantwortlich weiß. Das Ziel der Erziehung sollte der junge Europäer sein, der nach voller Entfaltung seiner Anlagen zur gereiften Persönlichkeit seinen Beruf und sein Leben der europäischen Gemeinschaft widmet.

In der Gemeinschaft eines Internats ist er zu den staatsbürgerlichen Tugenden zu erziehen. Nichts ergänzt die schulische Arbeit besser als das auf der bewährten Tradition der alten Internatsschulen fußende Heimleben mit seiner Erziehung zur Selbstverantwortung, zur Entwicklung des eigenen Gefühls für Ehre und Gewissen und zum Mitgefühl und Verständnis für andere Menschen. Dabei müßte es Ziel und Absicht sein, die Idee des griechischen Gymnasion mit dem Erziehungsziel der englischen Public-school unter Einschaltung von Grundgedanken der deutschen Jugendbewegung zu verbinden.

Jedes festgefügte, Tradition besitzende und entwickelnde Internat ist wie ein Schülerstaat. Ein zeitloses Gesetz jedes Internates ist die Selbstverwaltung und Selbsterziehung seiner Schüler. Dabei muß das Internat stets eine wichtige Aufgabe darin sehen, seine Unabhängigkeit zu bewahren und daran zu arbeiten, Formen zu finden und zu verankern, welche die Bedeutung und Würde der Jungengemeinschaft zum Ausdruck bringen. Gewiß ist tüchtigen und zu leitenden Aufgaben befähigten Jungen in ihrer Klasse bezw. Abteilung ein gerüttelt Maß von Selbständigkeit einzuräumen. Sehr oft erwachsen daraus erfreuliche und für das Ganze bedeutsame Leistungen. Aufgabe eines reiferen und auf vielen Gebieten erfahreneren Erziehers bleibt es jedoch, nach freier Aussprache mit diesen Jungen, sie zu überzeugen, nicht etwa zu kommandieren, daß bestimmte Dinge in bestimmter Weise getan zu besseren Ergebnissen führen müssen. Eine solche Art der doppelten Führung verpflichtet beide Teile zu ernsthafter Ueberlegung, zu Takt, Anpassung und Einsicht. Es kommt ja nicht auf blinde und rohe Autorität an, sondern auf Charakter, Lauterkeit, Können und Einsatz für das große Ganze. Regelmäßige Heimabende der einzelnen Klassen z. B., auf denen persönliche Dinge, Fragen der Lebenshaltung, sowie der Weltanschauung besprochen werden, bei denen aber auch gesungen, musiziert, vorgelesen, Heimspiele und Scharaden gespielt werden, bringen Jungen und Erzieher sich wesentlich näher. Aus dieser engen Zusammenarbeit des Jüngeren mit dem Aelteren erwachsen schließlich unlösbare Freundschaften fürs ganze Leben.

Um ein diszipliniertes Zusammenleben und ein geschlossenes Auftreten einer großen Jungengemeinschaft gewährleisten zu können, wird man dabei, wie jeder Fachmann weiß, den Erfordernissen der Erziehung zu Pünktlichkeit, Sauberkeit und Ordnung Rechnung tragend, nicht auf bestimmte äußere Ordnungsformen verzichten können. Jedoch dürfen sie nur Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck werden. Alle Formen des äußeren Lebens, insbesondere aber bei Spiel, auf Wanderung, Fahrt und im Lager haben dem jugendlichen Alter zu entsprechen und sind aus dem Wandervogel- und Pfadfindertum zu entwickeln. Als Ausgleich gegenüber den festen Ordnungsnungsformen ist der „jugendbewegten" Seite des Internatslebens wie Heimabend, freies Singen, Fahrt, Volkstanz, Laienspiel usw. eine möglichst freie Entwicklung auf breiter Basis zu gewähren.

Neben den geistigen Strömungen, die aus dem Unterricht und vielfältigem anderen Tun erwachsen, sind von jeher dem Schülerstaat gewisse gemeinschaftsbildende Aeußerungen eigen, die sein Gesicht bestimmen. Was in den Jesuitenkollegs etwa die religiösen Uebungen sind, das war in den Fürstenschulen und Kadettenanstalten einmal der militärische Drill gewesen. Heute treten die gemeinschaftsbildenden Werte aus dem sportlichen Leben mehr in den Vordergrund. Die sportliche Ausbildung müßte möglichst alle körperlichen Uebungszweige in ihrer unerhört reichen Vielseitigkeit umfassen. Dabei wäre der mannschaftsmäßigen Uebungsform gegenüber der individuell sportlichen Auffassung von der persönlichen Höchstleistung ein gewisser Vorzug einzuräumen, um schon auch hierdurch die aus den verschiedensten Bevölkerungskreisen und Ländern stammenden Jungen zu einer kameradschaftlichen Einheit zusammenzuschweißen und ihnen das Hochgefühl von Gemeinschaftsleistungen zu vermitteln. Neben einer sich allmählich steigernden allseitigen Ausbildung in Leichtathletik, Schwimmen (bis zum Rettungsschwimmen), Spielen und Geräteturnen müßten für alle in der Mittelstufe mindestens Grundlehrgänge im Boxen, Fechten, Skilaufen und Rudern, auf der Oberstufe in Kraftfahren, Reiten, Segeln, sowie Segelfliegen durchgeführt werden. Danach müßte je nach Eignung und Neigung dem Einzelnen Gelegenheit geboten sein, sich besonderen Leistungs- und Trainingsgemeinschaften anzuschließen, um sich auf einzelnen Spezialgebieten voll entfalten zu können. Eine natürliche jungenhafte Rauflust, die sich im Sport und auch Geländespiel austoben will, sollte dabei nicht übersehen werden.

Die musische Erziehung muß das ganze Internatsleben durchdringen, wenn es gelten soll, den harmonischen Menschen zu erziehen. Es gilt nicht nur, daß jede Klasse etwa bei ihren Heimabenden Volkslieder und Kanons singt und sich an zwei- oder dreistimmige Liedsätze heranwagt, ein gemischter Chor zu Klassikern vordringt, um dadurch die wahren Werte eigenen, aber auch fremden Volkstums zu erkennen und zu erleben, sondern daß möglichst viele Jungen ein Instrument zu spielen lernen.

Dazu tritt das Laienspiel, dem Martin Luserke, der Vorkämpfer für jungenhaftes Spiel, neue Bahnen gewiesen hat. Welche Kräfte lassen sich durch dieses in den Jungen auslösen und für die Gemeinschaft nutzbar machen. Auch ist hier wieder ein Weg gegeben, aus der Inselwelt des Internats in das übrige Leben hinauszustoßen und mit ihm lebendige Fühlung

zu nehmen. Wie beglückend ist es mit Spielern, Sängern und Musikern der Schule hinaus auf die Dörfer zu ziehen, um diesen Menschen mit einem wohlgelungenen Abend, einer eindrucksvollen besinnlichen Stunde eine Freude bereiten zu können. Welch reicher Segen kann aus solcher Tätigkeit der Gemeinschaft im Internat erwachsen.

Der Kunstunterricht hat den Jungen zu der ihm eigentümlichen Ausdrucksart zu führen. Begabungen werden dabei entdeckt und müssen gefördert werden. Für einen sinnvollen Werkunterricht muß ein gut eingerichteter Raum mit den notwendigen Geräten für Holz-, Metall- und Papparbeiten zur Verfügung stehen, damit das schöpferische Können in strenger Handwerkszucht sich frei entfalten kann. Wieviel und vielerlei läßt sich da für die Gemeinschaft schaffen, sei es etwa zur Ausschmückung der Räume, sei es als Geburtstags- oder Weihnachtgeschenk für liebe Freunde oder zur äußeren Ausgestaltung der Gemeinschaftsabende und Feierstunden.

Volks- und Gesellschaftstanz lassen die Jungen wieder aus ihrer Isolierung im Internat heraustreten und sich eines anständigen Benehmens gegen den Mitmenschen, besonders den weiblichen, befleißigen.

Um die eigene Urteilsbildung zu fördern, müssen die Jungen von Zeit zu Zeit in die Bereiche des tätigen Lebens gestellt werden und zwar an die Stellen, wo die politischen Maßnahmen sich auswirken, nicht etwa dorthin, wo sie nur ausgedacht werden. Hier müssen sie sich mit offenen Augen, klarem Verstand und gesundem Instinkt umsehen und sich selbst ihre Gedanken machen. So werden zuerst einmal einige in der Nähe des Internats liegende Dörfer von einzelnen oder kleinen Trupps volkskundlich bearbeitet werden. Geschichte, Bodenverhältnisse, berufliche Schichtung, Bevölkerungsentwicklung, wirtschaftliche Zusammenhänge, Besitzverhältnisse, Sitten und Bräuche lassen sich dabei erforschen. Akten der Standesämter, Bürgermeistereien, Katasterämter usw. werden durchstöbert. Es wird gemalt, gezeichnet, fotografiert. Ein umfassendes Bild vom Menschen in seinem Heimatraum entsteht. Auf einem Dorfabend wird das erarbeitete Material der Oeffentlichkeit übergeben.

Darüber hinaus muß ein weiterer Teil der Erziehungsarbeit aus dem rein Schulischen hinweg in die Welt des Bauern und des Arbeiters mit ihren Gesetzen und Vorstellungen verlegt werden, dabei anknüpfend an Gedankengänge und Erfahrungen der Lietz'schen Landerziehungsheime. Zu einer stundenweisen gelegentlichen Arbeit auf eigenem Grund und Boden innerhalb des Internats haben auch erzieherisch geleitete Fremdeinsätze zu treten. In den Erziehungsplan werden demzufolge Landdienst und Industrie-, am besten allerdings ein Bergwerkseinsatz mit aufgenommen. Als 16jähriger muß jeder in fremder Landschaft acht Wochen bei Bauern wie ein junger Knecht arbeiten. Im folgenden Jahre, also mit 17 Jahren, wird er die gleiche Zeit ohne lange vorausgehende Erörterungen mit im Bergwerk unter Tage in regelrechter harter Mitarbeit im Gedinge stehen, sei es als Schlepper, Förderer, Anschläger oder Lehrhauer, in der Betonkolonne, beim Gleisbau oder bei den Zimmerleuten. Allein auf sich gestellt kann er vorerst nicht in den Kreis der bisherigen wohl behütenden Gemeinschaft der Schule zurückkehren, sondern er muß einmal auf Wochen hinaus Freud und Leid mit der Familie seines Bauern oder Bergmanns teilen,

Wohnung und Kost hat er sich mit seiner Hände Fleiß selbst zu verdienen. Dabei es womöglich erreichend, daß zwei Jungen für einen Arbeiter schaffend dessen Familie zwischenzeitlich ernähren, um diesem zu einem zusätzlichen Erholungsurlaub zu verhelfen. So gewinnt er einen unmittelbaren Eindruck in die sozialen Nöte und Sorgen, aber auch in das politische Geschehen seiner Zeit. Der Ernst des Kampfes ums Dasein tritt ihm klar vor Augen. Lebensentscheidende Eindrücke bleiben in ihm haften. Kastendünkel und Klassengeist finden bei Jungen, die durch eine solche Erziehung gingen, keinen Platz mehr. Kritischer steht er von nun an vielen Dingen des täglichen Lebens gegenüber. Die Einzelpersönlichkeit, aber auch mit ihr die Gemeinschaft werden geformt und bestimmt durch dieses soziale Erleben. Ein solcher Einsatz mit seinen Erfahrungen in der Wirklichkeit gibt dem planmäßigen Anstaltsdienst — Internatsleben und Unterricht — erst die entscheidende Weite. Hier werden scharf und unerbittlich Kräfte überprüft, Bewähren — Versagen, hier gilt es! In diesem Sinne müssen auch die neben dem Bergwerkseinsatz bestehenden anderen anscheinend auseinanderstrebenden Unternehmen wie Landdienst, In- und Auslandsfahrten, sowie Schüleraustausch gesehen werden. Sie müssen alle einbezogen bleiben in das Kraftfeld einer Gemeinschaftserziehung, die den lebendigen Strom des Lebens in seinen wichtigen Erscheinungsformen einfängt und fruchtbar werden läßt für die Aufgabe, durch besonders vielseitige, aber auch harte Erziehung später Männer zur Verfügung zu haben, die den Anforderungen gewachsen sind, die an die junge europäische Generation gestellt werden müssen.

Daß die einmal geknüpften Verbindungen zu seinem Bauer und seinem Bergmann nicht ohne weiteres abreißen, dafür sorgt schon der Junge selbst durch gelegentliche Schreiben und Besuche, aber auch Einladungen an seine Arbeitskameraden zu sich in die Schule, ihnen so zeigend, daß er zwar für gewöhnlich an einem anderen Arbeitsplatz als bei ihnen steht, daß dies aber auch eine Stätte ist, die ganze Kerle erfordert. Neben einen laufenden Schüler- und Erzieheraustausch und Schülerbriefwechsel mit dem Ausland, besonders mit Internatsschulen in Europa, aber auch in Uebersee, die fruchtbare Ansätze zu einer europäischen und internationalen Verständigung in sich tragen, muß als Abschluß und Krönung der ganzen Erziehungsarbeit eine Auslandfahrt treten. Durch ein Kennenlernen anderer Völker an Ort und Stelle werden die Jungen nicht nur aufgeschlossen für Formen und Inhalt ausländischen Fühlens und Denkens, sondern werden vor allem auch befähigt, die Verhältnisse ihres eigenen Landes von draußen her kritisch zu sehen, ihre eigene Anschauung in der Auseinandersetzung mit anderem Gedankengut zu verteidigen und zu überprüfen.

Aber alle Wanderfahrten, Lager, Arbeitseinsätze und Auslandaufenthalt verfehlen ihren Zweck, wenn sie nicht Gegenstand von Arbeitsgemeinschaften werden, die sich in wochenlanger Arbeit mit deren Vorbereitung und Auswertung befassen, die Erlebnisse und Gedanken zu einem Gesamtbild zusammenfügen und durch Studium der einschlägigen Literatur verbreitern und vertiefen helfen. Hierin besteht das Kernstück der politischen Erziehung der Jungen. Eine derartige politische Wirksamkeit muß in einem höhen Sinne fruchtbar werden. Es darf keinesfalls dazu kommen, den Jun-

gen einen doktrinären Glauben aufzwingen zu wollen und sie damit zur Urteils- und Kritiklosigkeit zu erziehen. Ein wesentlicher Bestandteil dieser Heimerziehung hat eben die eigene Urteilsbildung zu sein.

Die Auswahl der Bewerber für die Schule, die aus möglichst verschiedenartigen Bevölkerungsschichten und Ländern kommen müßten, sowie ihr Verbleib in der Schule darf sich nie nach dem Geldbeutel der Eltern und ihrer sozialen Stellung richten, sondern maßgebend dafür dürfen nur die charakterliche, geistige und körperliche Begabung des Jungen sein, sowie dessen Eignung zur Gemeinschaftserziehung. Es ist bei der Aufnahme nicht so wichtig zu erfahren, was der Junge an Können bereits mitbringt, sondern was er zu leisten verspricht.

Für die Ausbildung an solch einer Schule muß der Grundsatz gelten, daß schulisch mindestens die Anforderungen einer normalen höheren Schule zu erfüllen sind. Genau so ist daran festzuhalten, daß das übliche Abitur ohne irgendeinen Zusatz oder eine besondere Berechtigung den Abschluß bildet, schon um den Jungen alle Berufe offen zu halten und ihnen, fußend auf ihrer umfassenden Allgemeinbildung, eine möglichst verschiedenartige Berufswahl aus eigenem Entschluß zu ermöglichen. Sie sollen aber nie ihre Schule, schlicht und einfach zu Kameradschaft und Pflichtbewußtsein erzogen, als führende Schicht etwa mit einem Garantieschein auf leitende Posten verlassen, sondern nach ihrer vielseitigen Ausbildung in jeden Beruf und in jede Volksschicht eindringen, beseelt von dem Geiste, Garanten einer europäischen Gemeinschaft zu sein und dafür stetig werben und arbeiten zu müssen.

Wie die Jungen müßten die Erzieher auch aus möglichst vielen Ländern in solch einer Schule zusammenkommen, um sich im engsten Kreis bei gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden, dabei kameradschaftlich völlig mit den Jungen zusammenlebend. Voraussetzung für eine Aufnahme in die Erzieherschaft einer solchen Schule müßte sein zum einen die ordnungsmäßige Ablegung einer vorgeschriebenen staatlichen wissenschaftlichen und pädagogischen Prüfung, zum andern die besondere Eignung für den Internatsdienst. Eine Trennung von Erziehung und Unterricht etwa wie in den alten Kadettenanstalten ist auf jeden Fall abzulehnen. Beides ist verantwortlich in die Hand des Lehrers zu legen. Das führt aber dazu, daß das, was von den Schülern verlangt wird, bis zu einem gewissen Grade auch von den Lehrern erwartet werden muß. Gänzlich unsportliche Erzieher werden sich z. B. deshalb nur in den wenigsten Ausnahmefällen halten können, denn es wird ihnen bei dem im Internat gegebenen engen Zusammenleben mit den Jungen unmöglich sein, in deren Augen zu bestehen. Auch wird ein Erzieher, der die an sich selbstverständlichen Regeln des menschlichen Miteinanders mißachtet, seines Lebens an einer solchen Schule nie froh werden, vielmehr genau so wie ein solcher Junge meist schnell wieder verschwinden. Bedenkt man, daß für eine wirklich fruchtbare Erziehung der Lehrer außer seinem fachlichen Wissen und Können pädagogisches Lehrgeschick, Begeisterung für seinen Beruf, eine jugendgemäße Einstellung und ein gewisses Gewicht der Persönlichkeit — Autorität — mitbringen muß, so wird klar, wie vielfältig allein schon die Anforderungen sind, die an einen Erzieher einer solchen Schule gestellt werden müssen. Ein gewissenhafter Internatserzieher ist eigentlich Tag und Nacht im Dienst,

denn er hat zu jeder Stunde für seine Jungen da zu sein. So ist er viel stärker gebunden und durch den Internatsdienst neben seinem Unterricht erheblich mehr belastet als etwa sein Kollege an einer öffentlichen höheren Schule. Trotzdem wird der Lehrerschaft einer solchen Schule kaum eine Sonderstellung vom Staate eingeräumt werden, auch wird sie keine verbrieften Vorrechte erhalten. Wenn auch der Dienst in einer solchen Internatsschule unvergleichlich viel schwerer ist, so ist er auch viel schöner als an einer offenen höheren Schule, da sich nur dort eine Erzieherpersönlichkeit voll entfalten kann.

Der Schule selbst ist in ihrem inneren Aufbau weitgehende Freiheit einzuräumen. Sie hat ein durchaus selbständiges kleines Gemeinwesen zu bilden. Dabei darf es nur einen Leitgedanken für die Erziehung geben: Erfassung der gesamten Jungenpersönlichkeit von möglichst vielen Lebensgebieten aus. Der Weg zu diesem Ziel muß in jahrelanger freier Arbeit von der Schule selbst gesucht werden. Jede einseitige politisch gefärbte, nach einem festen Programm befohlene Ausrichtung ist abzulehnen. Es muß vielmehr ein freies erzieherisches Versuchsfeld bleiben, auf dem sich mit der Zeit vielerlei pädagogische Reformpläne erproben lassen und mit denen Wege zu einem eigenen Erziehungsstil erschlossen werden können. Keiner der der Schule anvertrauten Jungen darf das Gefühl haben, einem engen Zwang unterworfen zu werden. Auch müssen sich innerhalb der Schule mancherlei verschieden gerichtete Bestrebungen in freiem Wettbewerb gegenüber treten können. Durch die wissenschaftliche und pädagogische Qualität der Lehrerschaft wird von vornherein jeglicher politischer Fanatismus ausgeschlossen sein. Die Geltung der einzelnen Fachgebiete wird meist von der Persönlichkeit des einzelnen Facherziehers abhängen. Entscheidend ist jedoch stets der erzieherische Erfolg: die frohe, begeisterte Mitarbeit von Jungen und Erziehern in einer großen kameradschaftlichen Gemeinschaft.

Eine europäische Jugend, die in einer solchen Gemeinschaft aufwuchs, wird über alles Trennende hinweg immer wieder Wege des Zusammenschlusses finden, sich dabei stützen können auf ihre jungen Kameraden aller Berufsrichtungen in anderen Ländern, die mit ihnen zusammen groß wurden. Zwar unsichtbare, aber stärkste Bande verknüpfen sie im Geiste steter Hilfsbereitschaft miteinander in treuer Kameradschaft, von der sie nicht nur hörten und sprachen, sondern die sie wirklich erlebten, sei es auf Fahrt, im Lager und besonders im Arbeitseinsatz. Gemeinsame Erlebnisse und wohl auch Gefahren, die sie dabei Schulter an Schulter durchstehen mußten, lassen sie für ihr ganzes weiteres Leben engstens verbunden bleiben. Nur aus einem solch echten Zusammengehörigkeitsgefühl heraus gepaart mit der größten Hochachtung vor dem Andern wird sich ein neues Europa gemeinsam aufbauen lassen. Mögen sich bald Mittel und Wege finden lassen, diesem Ziel näher zu kommen!

Erinnerung an meine Mutter

Nun löst die Nacht die schweren schwarzen Flechten,
Aus denen süßes Düften weich und lind,
Erquickend über müde Fluren rinnt,
Als ob die Winde Gottes Odem brächten.

Da ist mir wieder wie in schönren Nächten,
Die lang — wie lang! — hinabgeschwunden sind,
Da abends ich, ein müdgespieltes Kind,
Die Ärmchen durft' um Mutters Nacken flechten,

Und ihre lieben schwarzen Haare fielen
Mir übers Antlitz, bis dann Lust und Spielen
Zur guten Nacht mit letztem Kuß belohnt ...

Heut' greif' ich nur in wesenlose Ferne,
Tief aber in der Seele trau' ich gerne,
Daß doch auch hier, auch hier die Liebe wohnt!

Walter Flex
(gefallen auf Ösel 1917)

HERMANN MOLTERER:

Glanz und Krise der abendländischen Universitäten

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Goethe: Faust II.

Jede große Kulturepoche schafft sich Weihestätten des geistigen Lebens und Strebens, gleichsam Kristallisationskerne des Geistigen, in denen sich dieses, in den markantesten theoretischen Persönlichkeiten der Zeit verkörpert, zusammenballt und konzentriert und damit aus dem vollen schöpferischen Reichtum heraus in jenen vitalen Zustand des Wachtstums, des Blühens und Reifens gerät, der eben dem Kulturgefüge seine geistige Prägung gibt. Erkenntnisse, in den Sternstunden der Menschheit geboren, geraten hier in das läuternde Feuer des Dialogs und der Diskussion, werden zu herrschenden Kenntnissen verdichtet und als solche der heranwachsenden geistigen Führungsschicht weitergereicht. Forschung und Lehre, geistiges Ringen um Erkenntnis und geistige Entflammung der Jugend verschmelzen hier frühzeitig in eins.

Den Grundgesetzen der menschlichen Natur und der menschlichen Geschichte zufolge tragen jene Weihestätten des Geistes das typische Gepräge der Kulturseele, der sie entsprungen sind. Der Mittelpunkt des geistigen Lebens war im alten Orient der Tempel, in Griechenland die Akademie.

Das Abendland aber hat sich seine Weihestätten des Geistes in den Universitäten geschaffen. Sie entstammen jener aufgewühlten Zeit zwischen der Hochblüte des Mittelalters, die in der großen Auseinandersetzung mit Byzanz und dem Orient das abendländische Kulturbewußtsein zum erstenmal entfaltete und dem Triumph der Naturwissenschaften, der die abendländische Weltherrschaft mit sich brachte. Sie zeigen in ihren Anfängen eine Art Verschmelzung von altorientalischen und antiken geistigen Grundformen. Auch sie werden zunächst beherrscht vom Religiösen, das ihnen jene Universalität des geistigen Grundcharakters verleiht, dem sie ihren Namen verdanken. Die Theologie steht in ihrem Mittelpunkt, aber schon bald wird diese selbst ergriffen von der Wiedergeburt der antiken Logik, die in der Welt des Islam von Averoes, im Abendland von Thomas von Aquin in den Mittelpunkt des religiösen Lebens gestellt wird. Sie fin-

det ihren besonderen Ausdruck in der Rezeption des römischen Rechtes etwa in der Bologneser Schule. Gleichzeitig damit aber flammen mit Albertus Magnus, Scotus Nikolaus Oresmius und Nikolaus Cusanus und in der medizinischen Schule von Salerno, wenn auch noch im engen Anschluß an Hippokrates, Galenus und Avicena, die ersten Ansätze einer typisch abendländischen Mathematik und Naturwissenschaft auf, die dann bei Regiomontanus, Kopernikus, Parazelsus und Johannes Keppler ihre ersten Triumphe feiert und durch Bacon von Verulam die direkt klassische Methode des Experiments empfängt. Mit den Erkenntnissen von Cartesius, Newton, Huygens, Leibniz und Galilei ist das neue abendländische Weltbild geboren. Die erste Folge dieser Geburt eines neuen Weltbildes war der dramatische Widerstreit zwischen Physik und Metaphysik, zwischen Naturwissenschaft und Theologie, der von dem flammenden Scheiterhaufen eines Giordano Bruno bis zu den Exzessen der Französischen Revolution seine dunklen Schatten auf die abendländische Geschichte wirft. Noch einmal scheint in der deutschen Klassik und Romantik, bei Goethe und Beethoven, bei den Gebrüdern Grimm und bei den Gebrüdern Humboldt, bei Ranke und Savigny, bei Friedrich List und Görres hier ein harmonischer Ausgleich zu erblühen und mit der Ergänzung der empiristischen naturwissenschaftlichen Methode und der rationalistischen Dialektik durch schöpferische Intuition und durch ein idealistisches Weltbild eine letzte Erhöhung des menschlichen Geistes zu erfolgen. Aber die Welt ist eine andere Bahn geschritten und hat dadurch jene Krise des Geisteslebens heraufbeschworen, die auch die Universitäten heute durchzittert.

Zunächst erscheinen diese allerdings von keinerlei dunklen Schatten betroffen. Im Gegenteil erbringt ihnen das 19. Jahrhundert den glänzenden äußeren Höhepunkt ihrer Entwicklung. Denn nun erst wird die Universität so recht zum eigentlichen Mittelpunkt des abendländischen Geisteslebens. Sie verbindet die ansonsten so mannigfach getrennten Nationen Europas durch ein Geflecht internationaler Forschungsinstitutionen und eine diesen entstammende internationale Fachliteratur. Sie genießt zum Teil direkt exterritoriale Freiheiten und Rechte. Die Professoren der Universitäten haben in dieser aufgeklärten Welt jene geistige Autorität errungen, die dem Priestertum verloren ging. In den Akademikern aber ist jenem bürgerlichen Zeitalter eine neue Aristokratie des Geistes erwachsen, die hinsichtlich ihrer sozialen Stellung einen mindestens ebenbürtigen Wettstreit mit den kapitalistischen Reichen zu führen in der Lage ist. Ein unerhörter Optimismus erfüllt die Hallen der Alma mater. Nichts scheint diesem positivistischen Zeitalter geistig unerreichbar. Die Enträtselung der Weltwunder ist nur noch eine Frage der Zeit und der Organisation, aber nicht mehr eine der Spannweite des menschlichen Geistes. Ungeahnte mathematische Deduktionen erschließen ihm unerhörte Möglichkeiten, schärfste Linsen, ja das Elektronenmikroskop schärfen das forschende Auge, dem feinste Meßgeräte zu Beobachtung und Forschung zur Verfügung stehen. Eine blendende Organisation von Assistenten und wissenschaftlichen Hilfskräften nimmt dem schöpferischen Gelehrten eine Fülle von Kleinarbeit ab. Tag für Tag vermag man so die staunende Welt mit neuen Erkenntnissen, neuen Ergebnissen zu bezaubern, mit neuen Hoffnungen und Wünschen zu erfüllen, mit neuen Drohungen und Erfindungen zu ängstigen. Die Universität ist zum Tempel gewor-

den, den noch die eigentümlichen altehrwürdigen Riten einer gehobenen Kaste durchzittern, den die glänzenden Feste eines lebensfrohen unbeschwerten Studententums lockend umbranden und in dem die wissenschaftlichen Thesen wie religiöse Dogmen hingenommen werden, als eine neue männliche Konfession, und niemand scheint in diesem Taumel des freien Geistes die tausendfältigen kleinen Fäden zu merken, durch die er trotz allem gebunden ist.

Die große geschichtliche Wende, die mit den wuchtigen Akkorden zweier gewaltiger Weltkriege sich machtvoll ankündigt, hat diese sonnige, aber geistig doch immer oberflächlicher werdende akademische Welt in ihren Grundfesten erschüttert. Sie machte die tiefen Schatten offenkundig, die schon längst, wenn auch unmerklich, auf ihr lasteten. Sie brachte ihr eine dreifache schwere Krise, an der sie sich erproben oder untergehen wird: die Krise der Forschung, die Krise des akademischen pädagogischen Betriebes und als Folge von beiden die soziale Krise der geistig Schaffenden.

Die Krise der Forschung erscheint gegeben in dem Verlust der Bindung an das unmittelbare pulsende Leben, im Erstarren im akademischen Zunftgeist und in alleinseligmachenden Methoden, ferner in der Herrschaft der Zweckidee und damit im Eindringen wirtschaftlicher und politischer Gesichtspunkte und schließlich im Verlust einer die Universitas litterarum zu einer geschlossenen Einheit zusammenfassenden Geistesform, im Verlust der Ebenbürtigkeit von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft und somit im Verlust dessen, was das Mittelalter „Maße" nannte, was alles ein bedeutender deutscher Kunsthistoriker der Jetztzeit als den Verlust der Mitte kennzeichnete.

Der Verlust der Bindung an das unmittelbar pulsende Leben ist verursacht durch die immer stärker werdende Abstraktion und Entsinnlichung der Wissenschaften, die die Kenntnis einer Fülle von Fachausdrücken und Definitionen voraussetzt, die nur noch dem Eingeweihten und Geschulten eine geistige Betätigung zugesteht. So ist die Wissenschaft volksfremder geworden, als sie jemals war, sie findet keinen geistigen Widerhall in den breiten Massen, wie in den Tagen Martin Luthers oder Goethes, im Zeitalter des Sokrates oder selbst noch im Byzanz des Justinian und ihr einziges Sprachrohr zu diesen ist heute die Technik, umsomehr als sie einer wirklich verständlichen, aber wortstarken und ausdrucksvollendeten Sprache seit langem entbehrt. Dadurch bedingt erfährt sie auch keine Bereicherung mehr von schöpferischen Außenstehenden, wie dies etwa im vorigen Jahrhundert in Deutschland in der Volkswirtschaftslehre bei Gossen, in der Medizin bei Robert Koch der Fall war. Dem steht auch schon der mittelalterliche Zunftgeist entgegen, der die Gilde der Universitätslehrer beherrscht, und umso stärker entwickelt ist, je mehr diesen die eigenschöpferische geistige Potenz mangelt. Sie wahren ihre Fachausdrücke und Methoden mit dem Fanatismus religiöser Eiferer, so daß diese längst zu Schlagwörtern und Doktrinen zu erstarren drohen. Für sie besteht ihre geistige Umwelt nur aus Mitgliedern ihrer Gilde, aus Laien und Dilletanten, wobei die erste Gruppe etwa den Rechtgläubigen, die zweite den Heiden, und die dritte den Ketzern entspräche.

Längst hat die hohe Schule wissenschaftlicher Forschung den klassischen ehernen Grundsatz preisgegeben, daß alles Ringen um Erkenntnis und Ver-

stehen nicht das Anwenden einer einmal erfolgreichen Methode auf alle Gebiete des Lebens zum Inhalt hat, sondern daß die Fülle der Lebensrätsel immer neue ihnen adäquate Methoden der Erfassung und Erforschung erfordert. Kurz gesagt, daß Objektivität nicht den Mangel jedes Standpunktes bedeutet, sondern die volle Hingabe an das erforschte Objekt, eine Art unio mystica mit dem Gegenstand, den man bis in seine letzte Wesenheit erschauen will und der eben durch diese Wesenheit die Methode bestimmt, durch die sich diese unserem menschlichen Geiste vermählt.

Da man aber einmal damit begonnen hat, die Natur am hellen Tage ihrer Schleier zu berauben, das heißt in die schablonenhafte Gußform wissenschaftlicher Methoden zu pressen, darf man sich nicht wundern, wenn Wirtschaft und Politik dieses magische Corriger la nature von der Wissenschaft mit der Macht ihrer Druckmittel fordern. Zunächst durch das Hereindrängen des Zweckgedankens in das Ringen um Erkenntnis, das wohl nicht wertfrei sein kann, wie oft gefordert wird, aber zweckfrei sein müßte, wenn es wirklich eine Suche nach Wahrheit und nicht eine solche nach Nutzen sein soll. So ist das Kennzeichen des modernen wissenschaftlichen „Betriebes“ seine rastlose Geschäftigkeit für praktische Zwecke. Gewiß ist dagegen nichts einzuwenden, daß die Lebensnotwendigkeit die Erforschung der Zellchemie und die Virusforschung vordringlicher erscheinen läßt, als die Darstellung der Sprache eines im Aussterben begriffenen Urwaldstammes. Aber weder Wirtschaft noch Politik dürfen ohne Vernichtung der geistigen Substanz von der Wissenschaft verlangen, die Dinge so zu sehen, wie sie sie gesehen wünschen. Denn nicht Gewalt ist göttlich, sondern Wahrheit. Mehr und mehr aber beginnt man heute die Wissenschaft zu zwingen, mit Hilfe ihrer statistischen und dialektischen Methoden, die jedes Beweises fähig sind, die Doktrinen von Staatsführungen oder religiösen Organisationen zu unterbauen. Und dies bestimmt nicht nur in „volksdemokratischen“ Staaten! Sehr gut hat dies kürzlich Erich Rothacker in einem Vortrag in Alpach dargetan: „Das Niveau der Universität sinkt, weil bei Berufungen das Prinzip „der Beste der Besten“ nicht mehr mit äußerster Konsequez durchgehalten wird, weder von den Fakultäten, noch von den Ministerien. Das Grundgebrechen der Universitäten ist das Eindringen der Politik. Erinnern wir uns, welch heftige Opposition zum Beispiel Mommsen und Virchow Bismarck machen konnten! Wie stünde es etwa heute mit scharf oppositionellen Professoren?“

Was aber die besonders unangenehme und undelikate Seite des Eindringens des Kapitalistischen Wirtschaftssystems in die Universitäten ausmacht, ist nicht so sehr der Ruf nach praktischen, ökonomisch verwertbaren Erkenntnissen, wie der Ungeist der seelischen Grundhaltung. Aus dem großen Staunen der Griechen sind „von der Wirtschaft gestellte Aufgaben“ geworden, aus dem hohen Wettstreit der Geister, der charakterlose, jedes Wankelmuts fähige Wettbewerb einer geistigen Schmutzkonkurrenz, der nicht den Tüchtigsten, sondern den Abgefeimtesten hochkommen läßt. All das aber hat zu einer uferlosen Spezialisierung und Arbeitsteilung geführt, zu einem Mosaikbau von Handlangern, von denen keiner auch nur im entferntesten das Gesamtbild überblickt, an dem er mitwirkt, sondern jeder faktisch dasselbe tut, wie ein Hilfsarbeiter am laufenden Band, der auch nur

seinen Handgriff kennt, aber nicht das Werk, an dem er nicht mehr Anteil hat, wie das Rädchen einer entseelten Maschine.

So ist die glänzende Harmonie des Geistigen entscheidend gestört, die die Griechen als höchste Form des geistigen Erkennens herausstellten. Die praktischen Wissensbündel von Technik, Medizin und Pädagogik haben die Systeme der theoretischen Wissenszweige ebenso zurückgedrängt, wie die Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften den Stempel ihrer Methoden aufgepreßt haben. Daß diese Wissenschaften vom menschlichen Geist und von der menschlichen Seele mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik in keiner Weise Schritt hielten, ist die eigentliche Ursache der gesamten Menschheitskrise. Denn dadurch ist jede „Maße", jede Harmonie des Geistigen geschwunden. Das Pendel der geistigen Entwicklung schwankt an den Universitäten zwischen einer Autorität, die schon starrer Doktrinarismus ist und zwischen einer Freiheit, die nichts anderes ist, als zügelloser geistiger Relativismus. Traditioneller Zunftgeist steht neben einem besonders in den Kunstwissenschaften fühlbaren Originalitätswahn, der im Paradoxen wandelt, um dadurch Aufsehen zu erregen, wie überhaupt modische Wellen namentlich die praktischen Wissenschaften durchziehen und sich mit erschütternder Einseitigkeit, Flüchtigkeit und Vergänglichkeit ablösen.

Es ist nicht verwunderlich, daß der Krise der Forschung eine Krise der Lehre, das heißt eine Krise des pädagogischen Universitätsbetriebs parallel läuft. Die einstmals im Vordergrund stehende Disputation, das geistige Streitgespräch, mit allen seinen nicht ohne weiteres voraussehbaren Wendungen, ist fast völlig aus dem Bereich der Alma mater entschwunden und hat sich in den schriftlichen Gelehrtenstreit verflüchtet, der nicht mehr den unmittelbaren Aufeinanderprall geistiger Persönlichkeiten darstellt. Aus dem freien Vortrag des über den Wissenselementen stehenden schöpferischen Menschen ist die aus allen möglichen Textbüchern zusammengestellte Vorlesung gehobener Schulmeister geworden. Aber auch die Studierenden als solche wissen, daß das iurare in verba magistri wieder die große Mode ist, daß nicht unbequeme schöpferische geistige Leistungen von ihnen verlangt werden, sondern auswendig gelernte Gedächtnisproben, die sie mit der Fertigkeit von Papageien darbieten. Sie wissen, daß ihre Dissertationen nicht ein kühnes geistiges Wagstück in wissenschaftliches Neuland sein sollen, mit Ergebnissen, die sie zu erringen und zu verteidigen haben, sondern die Anwendung erprobter Methoden auf diesen noch nicht unterworfene Sachgebiete, womöglich die rein stoffliche, methodisch genau vorgeschriebene Behandlung eines wissenschaftlichen Teilobjekts, das der Dozent für eine größere eigene Arbeit braucht. Der Kontakt mit den Urquellen aller Weisheit, mit jenen schöpferischen Grundwerken, aus denen die Dozenten selbst ihr Wissen holen, ist dem Studierenden zumeist verloren gegangen. Und gar erst der kühne, auf den eigenen Blick fürs Wesentliche begründete Griff ins rätselvolle, mannigfaltige Leben selbst, es zu verstehen und zu ergründen, ist so unerwünscht, so dilettantisch wie unakademisch.

Es ist nicht verwunderlich, daß aus solchen studentischen Kreisen (die Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel) keine Ueberwindung der abendländischen wissenschaftlichen schöpferischen Pause und der Stagna-

tion namentlich in den Geisteswissenschaften zu erwarten ist. Die Götter geben die Erkenntnisse nur denen, die nach Wahrheit suchen und streben und nicht nach der Futterkrippe. Deren werden aber immer weniger, weil der Verfall des Akademikertums, das Ersticken der in ihm einst verkörperten verantwortungsbewußten sittlichen geistigen Persönlichkeit, das dauernde Herabsetzen der geistigen Ansprüche schließlich zu einer sozialen Krise der geistig Schaffenden geführt hat, die ihresgleichen sucht. Das abendländische 20. Jahrhundert ist das ungeistigste, ja geistfeindlichste aller Zeitalter. Existenz ist alles, Erkenntnis ist nichts! Der Leerlauf des Intellekts an den Universitäten hat zu lange gewährt, der Mangel an wirklich zündenden, alles mit sich fortreißenden, beseelenden Ideen ist zu groß, als daß nicht eine stille Verzweiflung an jeder geistigen Betätigung Platz gegriffen hätte und das Pendel der Entwicklung nicht den Gegenschlag zur Ueberschätzung des Intellektuellen getan hätte durch seine erbarmungslose Diffamierung. So steht vor uns das ergreifende Problem eines akademischen Proletariats, zu wirklichkeitsfremd im Geistigen, zu wirklichkeitsnah im Vitalen, um nicht das Bild einer erschütternden Not abzugeben. Und der Staat bemißt diesem drängenden Problem gegenüber kurzsichtig die Almosen, die er gewährt, bis aus diesem geistigen Proletariat Kräfte erwachsen, die durch ihre asoziale Seelenstruktur das Gefüge der abendländischen Gesellschaft aufs empfindlichste stören werden.

Die gebieterischen Forderungen, die der Pulsschlag der Zeit an die abendländischen Universitäten erhebt, sind von elementarer Einfachheit: Mehr Persönlichkeiten und weniger Organisation! Hinweg mit dem leer gewordenen theatralischen Zauber, der nur noch dem Zunftgeist des Mittelalters widerspiegelt! Sachliche und würdige Verleihung der akademischen Grade, vor allem des Doktortitels für wirklich schöpferische Leistungen. Geistiger Wettstreit und geistige Disputation an Stelle persönlichkeitsleerer Vorlesungen. Leistungsprüfungen des Spezialkönnens mit besonderer Bewertung des Allgemeinwissens an Stelle von reinen Gedächtnisprüfungen. Charakterliche Erprobung in klassischen akademischen Lebenssituationen. Weitgehende Ausschaltung ökonomischer und politischer Einflüsse. Ueberwindung der extremen Spezialisierung durch Gedankenaustausch mit Vertretern verwandter, aber auch entfernterer Disziplinen. Wiederherstellung der geistigen Harmonie durch Vermeidung alles Maßlosen, alles Modischen, alles Einseitigen, alles Extremen, vor allem aber sinnvolle Ausgeglichenheit zwischen den beiden Grundpolen, die wir von Tempel und Akademie übernommen haben, zwischen Autorität und Tradition einerseits und geistiger Freiheit und Intuition andererseits. Vor allem aber Beschränkung geistiger Erkenntnismethoden auf das geistig Faßbare und Scheu vor dem geistig Unfaßbaren, nur von Seele zu Seele Schwingenden, das auch dann da und wirklich ist, wenn es sich nicht abtasten, fassen, berechnen, wägen, oder münzen läßt. Denn hier gilt das einmalige Wort des chinesischen Weisen: „Wer dort einzuhalten weiß, wo er erkennt, daß nun das beginnt, was sich nicht erkennen läßt, der besitzt höchste Erkenntnis“.

DIETER VOLLMER:

Der dritte Faktor

Selbsterziehung der Jugend

Die erste und natürlichste Autorität im Leben des heranwachsenden Menschen sind Vater und Mutter. Sie haben auch zeitlich und räumlich am meisten Gelegenheit, ihre Autorität geltend zu machen und Einfluß auf die geistige und charakterliche Entwicklung ihrer Kinder zu nehmen. Wie weit und mit wieviel Geschick oder Takt sie freilich diese ihre Möglichkeiten zu nutzen wissen, das ist eine andere Frage, und zu den Segnungen einer fortschreitenden Zivilisation gehört außer dem katastrophalen Rückgang an Familiengründungen überhaupt zweifellos auch der Verlust an erzieherischem Instinkt einerseits und an Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Wachsen und Werden der eigenen Kinder andererseits bei einer täglich wachsenden Mehrheit der freiwilligen oder unfreiwilligen Eltern.

Die zweite Autorität für den jungen Menschen ist dann der Lehrer, soweit er noch wirklich Lehrer, also Persönlichkeit ist und noch nicht von der Institution der Schule aufgesogen oder erdrückt wurde. Denn Institutionen, seien es nun Schule, Gewerkschaft, Kirche oder Staat, bedeuten dem jugendlichen Bewußtsein an sich keine Autorität, sondern eben nur die Persönlichkeit, der Mann, der wirkliche Mann, der sie repräsentiert.

Fehlt dieser Mann, fehlt es also an echter Autorität, dann greift gesunde Jugend zur Selbsthilfe, dann entsteht das, was wir den dritten Erziehungsfaktor (neben Elternhaus und Schule) nennen, nämlich die gegenseitige Selbsterziehung der Jugend unter sich. Diese Erscheinung an sich ist keineswegs neu. Wer ländliche Verhältnisse kennt, der weiß, wieviel erzieherische Arbeit den Eltern kinderreicher Familien durch die geschwisterliche Selbsterziehung abgenommen wird. Und umgekehrt ist die Gefährdung der Entwicklung beim „einzigen Kinde" eine pädagogische Binsenwahrheit. Ist aber das Kind, das ohne Geschwister aufwächst, körperlich und geistig gesund, so sucht es sich selbst gleichaltrige Spielkameraden zum Ausgleich.

Es ist interessant und aufschlußreich, daß diese gegenseitige Selbsterziehung der Jugend unter sich in dem Augenblick zu einer B e w e g u n g wurde, als einerseits kinderreiche Familien eine Ausnahmeerscheinung darzustellen begannen, andrerseits die Mehrzahl der Eltern und Lehrer menschlich-erzieherisch versagte und also keine echte Autorität mehr hervorzubringen vermochte. Wir sprechen von der vergangenen Jahrhundertwende. Auch der Staat war damals zu morsch, stand auf zu unsicheren Fundamen-

ten, als daß seine glänzende Fassade nicht von den hellsten und geweckte-sten Köpfen der jungen Generation durchschaut worden wäre. Die Staatsgewalt der wilhelminischen Aera bildete in den scharf beobachtenden Augen der Jugend keine echte Autorität mehr.

Was ist nun das Wesen dieser Selbsterziehung, die erstmals mit dem „Wandervogel" zu einer bewußten Volksbewegung der Jugend wurde? Der bewußte, ernste Wille zu wirklicher Selbsterziehung kann naturgemäß nicht in a l l e n Jugendlichen erwachen, sondern nur in einer Elite, die dann einen mehr oder minder großen Teil ihrer Generation mit sich reißt. Jugendbewegung ist daher ihrem Wesen nach das Gegenteil von Massenbewegung. Die Ablehnung der „falschen" Autoritäten in der Erwachsenengeneration führt aber zu einer Art Frontbildung und daher auch zum Gemeinschaftsbewußtsein innerhalb dieser Front. Ueber ein solches allgemeines Gemeinschaftsbewußtsein der Jugend hinaus läßt die Begegnung mit Gleichaltrigen, die es mit der Arbeit an sich selbst ebenso ernst meinen, wie man selber, einzelne Freundschaften von großer Tiefe und Dauer entstehen, wesentlich gefördert durch gemeinsames Erleben der Natur und der Heimat in der wandernden und zeltenden G r u p p e, dem eigentlichen Kern und Element aller Formen, die dieser dritte Erziehungsfaktor sich selbst geschaffen hat. Maßgebend bei der allmählichen Herausarbeitung bestimmter Lebensformen in der Jugendbewegung war immer die teils unbewußte, teils bewußte Suche nach dem Echten, nach dem Unbedingten und die ausschließliche Wahl ungekünstelten Menschentums zum Vorbild. In den kleinen Gruppen von sechs bis höchstens zehn jungen Menschen, die ihr eigenes Leben führen und nur an hohen Festtagen oder Freizeiten des „Bundes" sich in größerem Kreis zusammenfinden, muß jeder einzelne sich stets von neuem bewähren, kann sich kein bloßer Schein erhalten, wird jeder Anflug von Unwahrhaftigkeit sofort durchschaut und jede Unselbständigkeit erbarmungslos dem Spott der Gruppe preisgegeben. Dort hat jeder fest auf eigenen Füßen zu stehen und es gilt kein Nachplappern aufgeschnappter Meinungen. Man erlaubt sich durchaus ein Urteil, denn man will sich ja im Beurteilen üben.

Der Führer einer solchen Gruppe muß schon ein ganzer Kerl sein, körperlich wie geistig, und charakterlich über jeden Zweifel erhaben. Versagt er, so ist sein Schicksal nicht beneidenswert. Es gibt kein falsches Mitgefühl in diesem Kreise, obwohl in anderen Fällen, dort wo es angebracht ist, ein sehr feines Taktempfinden bewiesen werden kann. Die gegenseitige Erziehung besteht im Grunde genommen darin, daß jeder dem andren hilft, sich frei und unverbogen zu entfalten, ohne ihm doch zu nahe zu treten. Denn die unbedingte Achtung vor der Persönlichkeit des anderen steht über allem. Wer nicht in die Gruppe hineinpaßt, gelangt auch in der Regel gar nicht erst in sie hinein oder wird nach kurzer Zeit wieder ausgestoßen. Gruppe und Bund wachsen also und lassen sich niemals organisieren. Jeder Versuch, jugendbewegtes Leben auf Organisationsbasis nachzumachen, bedeutet eine totale Verfälschung und richtet unendlichen Schaden an. Denn an die Stelle der freien Entfaltung der jungen Persönlichkeit tritt in der Organisation immer eine Norm, nach der alle „ausgerichtet" werden. Und das bedeutet mehr oder weniger Kollektiverziehung.

Infolgedessen sah es vor und kurz nach dem letzten Kriege so aus, als sei die Zeit des dritten Faktors endgültig vorbei und die Jugendbewegung eine bereits geschichtliche Erscheinung. Wir haben das unter dem Eindruck der ersten Nachkriegsjahre auch in dieser Zeitschrift so dargestellt (Juli-Heft 1950). Nach allem, was wir oben über die Gruppenerziehung gesagt haben, kann sich jeder ausmalen, was ein solches Ende der gegenseitigen Selbsterziehung der Jugend unter sich gerade heute bedeuten müßte. Denn wo wären in unseren Tagen echte Autoritäten zu finden, die der Jugend diese Aufgabe, ihre Erziehung selbst in die Hand zu nehmen, abnehmen könnten? Wie sieht augenblicklich das durchschnittliche Elternhaus aus, wie die Schule? Was ist aus dem Lehrer-Schüler-Verhältnis geworden? Und vor allem: welch klägliche Karikatur ist zur Zeit der Staat? Die Dinge werden zum Teil an anderer Stelle behandelt. Wir können uns ihre Erörterung hier ersparen.

Um so glücklicher dürfen wir uns aber schätzen, wenn wir nun sehen, daß die Jugend in der Heimat trotz allem auch heute wieder aus eigener Kraft neue Anfänge gefunden hat, kleine Anfänge, Gruppen und Grüppchen, vereinzelt, vielfach noch ohne rechte Fühlung miteinander, aber jede einzelne wesenhaft echt, mit dem Willen zur Persönlichkeit, zur ernsthaften Arbeit an sich selbst, und geladen mit jener starken Skepsis gegenüber der Welt der Erwachsenen, die von jeher unverkennbares Merkmal echter Jugenbewegung war. Oder will jemand ernsthaft behaupten, daß die allgemeinen Zustände von 1953 die Jugend weniger zum Mißtrauen, zur Absonderung und zur eigenen Gestaltung ihrer Erziehungsformen berechtigten als die von 1905? Ist nicht die Lüge noch weit mehr als damals zur Grundlage unseres gesamten öffentlichen Lebens geworden, ganz besonders gerade im Blickfeld der Jugend? Behörden, Parteien, Gewerkschaften und Kirchen versuchen, den „Nachwuchs" in ihre Jugendorganisationen einzufangen, die auf den ersten Blick äußerlich an manche allgemein bekannt gewordenen „demokratischen" Formen der Jugendbewegung erinnern, mit ihrem Wesen aber n i c h t s gemein haben, sondern den ernsten Willen und die Aufrichtigkeit der jungen Generation für ihre egoistischen Ziele mißbrauchen. Diese Jugendorganisationen sind nicht von der Jugend selbst geschaffen worden. Sie dienen nicht der Selbsterziehung, dem einzigen und eigentlichen Ziel aller echten Jugendbewegung.

So ist es zu verstehen, wenn in den Gruppen, von denen hier die Rede ist und auf die sich unsere Hoffnung gründet, ein neues Anlitz der Jugend sich herausbildet, das sich — trotz aller Uebereinstimmung im Grundsätzlichen — sehr von dem der frühen Jugendbewegung unterscheidet. Abgesehen von der Prägung, die Krieg und Nachkriegszeit diesem Antlitz gegeben haben, abgesehen von der größeren Aufgeschlossenheit für soziale Probleme und für politische Schicksalsfragen der Nation trägt es wesentlich realistischere, härtere und verschlossenere Züge. Die Welt der Empfindungen ist ganz im Inneren verborgen, fest umschlossen von einer Mauer aus Mißtrauen und praktischer Lebenserfahrung. Der Wille zur absoluten Eigenständigkeit ist aber noch weit bewußter und klarer geworden als er etwa in der Formel vom Hohen Meißner 1913 zum Ausdruck kam, einfach deswegen, weil auch die Ueberzeugung von der absoluten Unbrauchbarkeit der vorgefundenen Verhältnisse klarer und fester ist als damals.

Es gibt in der westdeutschen „Bundesrepublik“ einen sogenannten „Bundesjugend-Etat“, aus dem über die Landes- und Kreis-„Jugendpfleger“ den gegängelten Jugendorganisationen beträchtliche Mittel zufließen. Die Bünde und Gruppen, von denen wir sprechen, würden sich eher auflösen als auch nur einen Pfennig aus diesem Etat in Anspruch nehmen. Sie betrachten dieses Geld als — das, was es ist. Dennoch dehnen sie ihre Fahrten von Nordfinnland bis Afrika — aus eigener Kraft — und haben doch in überwiegender Mehrheit Söhne fast vollkommen mittelloser Eltern in ihren Reihen. Unternehmungsgeist und jugendliche Willenskraft schaffen dort das, was anderenorts nur noch das Geld zu schaffen vermag. Und wohin sie auch kommen mögen auf ihren Fahrten, überall verstehen sie sich mit der Jugend anderer Völker, ohne viele Worte, im gleichen Willen zu einer sauberen Zukunft.

Hoffen wir, daß uns diese wenigen und kleinen Bünde und Gruppen, die es mit ihrer Selbsterziehung ernst meinen und alles tun, um sich der geplanten und so eifrig betriebenen Vermassung der Jugend zu entziehen, die kommende Elite schenken werden, die Avantgarde eines jungen Europa — u n s e r e r Vorstellung!

Aus zwei Briefen des Generals Neithardt von Gneisenau an seine Frau:

„... Es müssen ihm (seinem Sohn August) täglich mehrere ... Freistunden zu körperlichen Uebungen im Freien bestimmt werden, die ihm durchaus nicht verkümmert werden dürfen ... Gesundheit gibt Seelenstärke, und mit dieser ist allerwärts mehr ausgerichtet, als mit Gelehrsamkeit. Ein gesunder Verstand und eine reine Seele, das sind die Haupterfordernisse zu einem glücklichen Leben. Deshalb habe ich auch früher schon auf Ausbildung des Charakters noch mehr als auf Ausschmückung des Kopfes mit Kenntnissen gedrungen, und das ist mein unabweislicher Grundsatz ...“

(Königsberg, den 11. Juli 1809).

„... Ist der Körper nicht fest, so ist die Seele schlaff, sei auch der Kopf noch so sehr mit Kenntnissen angestopft; — er wird dann nur viel wissen aber nichts vermögen, nichts ausrichten, keinen Willen, keinen Entschluß haben. Dergleichen Leute haben wir genug in Deutschland, und s i e haben dieses Landes Unglück gemacht...“

(Stockholm, Januar 1810).

CARL WOLFRAM:

Arbeitsdienst

Eine deutsche Wochenzeitschrift hat vor einigen Wochen durch eine Umfrage festgestellt, daß sich 70 % der in allen Alters- und Berufsgruppen unserer Bevölkerung Befragten für die Einführung eines Arbeitsdienstes ausgesprochen haben. Obwohl also die übergroße Mehrheit der Bevölkerung einen Arbeitsdienst bejaht — wie jederzeit in Gesprächen mit dem „Mann auf der Straße" bestätigt wird — lehnen die heute maßgeblichen Parteien seine Einführung aus dogmatischen Gründen, vielleicht auch auf Grund eines persönlichen Grolls ihrer führenden Köpfe ab.

Die sachlichen Leistungen des Freiwilligen Arbeitsdienstes und späteren Reichsarbeitsdienstes (RAD), die auf der Ausgestaltung der deutschen Kulturlandschaft und auf der Hebung der Ertragfähigkeit des deutschen Bodens beruhen, sind jedoch so bedeutend, daß sie von keinem Gegner dieser Einrichtung abgestritten werden können. Weil man sie aber nicht abstreiten kann, schweigt man sie tot. Vielleicht wissen aber auch viele jetzt führenden Politiker nicht mehr recht von den Bodenverbesserungen des Arbeitsdienstes in Ostpreußen, in Masuren und im Großen Moosbruch, von den Landgewinnungen in Schleswig-Holstein, im Emsland, in Thüringen, Mecklenburg, Schlesien, Bayern und am Rhein, von den auf früheren Sumpf- und Moorböden entstandenen Siedlungen und den im gesamten ehemaligen Reichsgebiet erfolgten Fluß- und Bachregulierungen, Straßenbauten und Forstarbeiten. Vielleicht ist auch allgemein zu wenig bekannt, daß durch die Tätigkeit des Reichsarbeitsdienstes bis zum Frühjahr 1938 nach den behördlichen Erhebungen eine jährliche Bodenertragssteigerung im Reichsgebiet um 60 Millionen RM erzielt wurde.

Die Erhaltung von Boden- und Sachwerten durch den Katastropheneinsatz der RAD-Abteilungen bei Hochwasser und Feuerbrünsten — auf dem Lande waren die RAD-Abteilungen oft die einzigen stets mobilen Feuerlöscheinheiten —, sowie die Leistungswerte des RAD für die weibliche Jugend bei Einsatzhilfe auf dem Lande sind hierbei nicht berücksichtigt.

Wenn das Wort Friedrichs des Großen: „Wer bewirkt, daß dort, wo bisher ein Halm wuchs, deren zwei wachsen, hat mehr getan als ein Feldherr, der eine Schlacht gewann" auch in Zukunft Geltung hat, dann wird eine spätere Geschichtsschreibung die produktiven Leistungen des Freiwilligen Arbeitsdienstes und des RAD eindringlich zu würdigen wissen.

Aber Sinn und Zweck des Freiwilligen A. D. und des sich aus ihm entwikkelnden RAD lagen nicht nur in der Schaffung eines Arbeitsinstruments der Staatsleitung zur Durchführung gemeinnütziger Arbeiten und — diese unrichtige Auffassung ist heute weit verbreitet — in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Die ideellen Wurzeln des A. D. reichen weit zurück in die Zeit, in der der Nationalsozialismus ohne staatliche Wirkung war. Die ersten Lager des Freiwilligen A. D. entstanden einige Jahre vor der Machtergreifung von 1933. Sie wurden von der Weimarer Republik gefördert, um der Verwahrlosung der deutschen Jugend zu steuern — wie denn die Grundidee eines Dienstes der Arbeit weder an eine bestimmte Weltanschauung noch eine Staatsform gebunden ist.

Der ehemalige Generalstabsoffizier und Militärschriftsteller Oberst a. D. Hierl erkannte, daß die großen sozialen Fragen des Zeitalters durch wirtschaftliche und staatliche Maßnahmen allein nicht befriedigend gelöst werden können, sondern nur durch die Erziehung der Jugend zu einer höheren sozialen Gesinnung. Die Möglichkeit hierzu bot der Arbeitsdienst. Seine erzieherische Wirkung hätte sich nur auf einen Teil der Jugend erstreckt, wenn der Rahmen nicht vom freiwilligen zum Pflicht-Dienst erweitert worden wäre. So schuf Hierl den RAD als soziale Schule der Nation. Er sollte die Jugend erziehen zu einer höheren sozialen Ethik und einem höheren Arbeitsethos, zum rechten Gemeinschaftsgeist und zur Auffassung der Arbeit als sittlicher Pflicht, als Dienst an Volk und Gott.

Im § 1 (3) des RAD-Gesetzes war diese Aufgabe verankert: „Die deutsche Jugend soll im RAD zur Volksgemeinschaft und zur wahren Arbeitsauffassung, vor allem zur gebührenden Achtung der Handarbeit erzogen werden." Die gesamte Ausbildung im RAD war auf dieses Erziehungsziel hin ausgerichtet. Da zur Erfüllung dieser neuartigen und damals geradezu revolutionär anmutenden Aufgaben keine bisher übliche Erziehungseinrichtung — auch nicht die Wehrmacht — als Vorbild dienen konnte, entstand im RAD jene Eigenwüchsigkeit, die in der Aufbauzeit des mit viel Idealismus entwickelten Freiwilligen Arbeitsdienstes ihren Ursprung hatte und so charakteristisch für den Lebenstil in den RAD-Lagern war. Als Leitsatz galt der Ausspruch von K. Hierl: „Wir sehen nicht auf den Rock, sondern durch den Rock auf das Herz."

Mit dem Typ des Soldaten der Arbeit, der statt des Gewehres den Spaten, die Waffe des Friedens, schulterte, wurde der Repräsentant eines neu anbrechenden Zeitalters geschaffen.

Deutschland wurde somit das Mutterland der Arbeitsdienstidee, deren Einfluß sich selbst solche Staaten nicht entziehen konnten, die den nationalsozialistischen Staat grundsätzlich ablehnten. In dem 1952 erschienenen Buch von Peter Kleist „Auch Du warst dabei", schildert der Verfasser als Augenzeuge den Eindruck, den der im Jahre 1937 in Nürnberg aufmarschierende RAD auf das Diplomatische Korps machte: „Das eindrucksvollste Bild dieser Tage bietet unstreitig die Kundgebung des Arbeitsdienstes. Wenn diese 40 000 jungen Menschen mit nacktem, braungebranntem Oberkörper singend heranziehen, wenn sie ihre hellblinkenden Spaten unter

dem Kommando blitzartig aufschimmern lassen, flutet eine Welle der Erregung über die Tribüne. Selbst die kaltbeobachtenden Ausländer können sich, ohne zu wissen warum, der ergreifenden Wirkung dieses Bildes nicht entziehen und schämen sich der Tränen nicht, die ihnen in die Augen steigen. Man spürt, daß hier etwas anderes zum Ausdruck kommt als militärischer Drill. Kein Kommando und kein Gehorsam wäre imstande, ein Schauspiel von solcher Geschlossenheit zu vermitteln.

Hier ist etwas von jener Hingabe junger Herzen an ein größeres Ziel lebendig, hier schwingt eine Begeisterungsfähigkeit lauteren Ursprungs mit und greift auf die Zuschauer über. Ein amerikanischer Journalist schnäuzt sich umständlich und sagt: „Schade, schade, daß ich das nicht bringen kann. Das druckt mir keine amerikanische Zeitung". Der englische Botschafter, Sir Neville Henderson, aber gibt seiner Begeisterung unverhohlen Ausdruck und erklärt seinen Begleitern, er werde alles tun, um so etwas wie den Arbeitsdienst auch in England einzuführen."

* * *

Da nun jede Lagergemeinschaft auch eines künftigen Arbeitsdienstes, gleich, ob es sich um einen freiwilligen oder pflichtmäßigen Arbeitsdienst handeln wird, aus erzieherischen Gründen auf ein Mindestmaß von Disziplin auch dann nicht verzichten kann, wenn die straffen, soldatischen Formen des früheren RAD grundsätzlich mißbilligt werden, so bietet gerade diese Notwendigkeit den Gegnern des Arbeitdienst-Gedankens anscheinend hinreichend Anlaß, einen künftigen Arbeitsdienst in jeder Form abzulehnen. Ein solcher Dienst bedeutet nach ihrer Meinung einen „Eingriff in die persönliche Freiheit", einen „Verstoß gegen die Menschenwürde", eine „Unterdrückung der individuellen Entwicklung" — als ob nicht selbst im demokratischsten Staat der Welt die Rechte der Einzelperson zugunsten der staatlichen Gemeinschaft mehr oder weniger große Einschränkung erfahren müßten (z. B. Militärpflicht). Als abschreckende Warnung vor einem von verschiedenen Stellen geplanten neuen Arbeitsdienst wurden und werden noch die „üblen" Erfahrungen und Erlebnisse ehemaliger Arbeitsmänner geschildert, die im RAD von berufsmäßigen „Leuteschindern" gedrillt und mißhandelt worden seien. Solche Diffamierung ehemaliger RAD-Führer, die in den zurückliegenden Jahren leider durch viele Spruchkammerurteile geradezu eine Legalisierung erfahren hat und heute nur teilweise beseitigt ist, feiert immer noch in einer gewissen Presse ihre Triumphe!

Der Geist, der tatsächlich in den meisten der über das ganze Reichsgebiet verstreuten RAD-Abteilungen herrschte und Führer wie Arbeitsmänner bei der täglichen Arbeit, bei der Feierabendgestaltung, beim Spiel und Sport und bei den Dorfgemeinschaftsabenden in einem starken Gemeinschaftsgefühl verband, war denn doch von anderer Beschaffenheit als er in den letzten Jahren von Rundfunk und Presse geschildert wurde. Er kommt eindrucksvoll im folgenden Brief eines bei den Kämpfen in Berlin gefallenen Leutnants zum Ausdruck, der mit 19 Jahren als Abiturient von April bis November 1939 in verschiedenen ostpreußischen RAD-Abteilungen seine Arbeitsdienstpflicht abgeleistet hat. Er zeigt, wie nachhaltig das Erlebnis dieser Zeit die seelische Entwicklung der Jugend trotz des folgenden gewaltigen Kriegsgeschehens zu beeinflussen vermochte.

Der Brief stammt aus dem Nachlaß eines RAD-Führers und ist einer von hunderten, die dieser Führer von seinen ehemaligen Arbeitsmännern nach ihrer Entlassung aus dem RAD erhalten hat und die in ihrer von keiner dienstlichen Rücksichtsnahme mehr beeinträchtigten Offenheit ein wirkliches Zeugnis jener Zeit darstellen.

Alfred Benke/Meseritz, 25. 2. 1940.

Lieber Oberfeldmeister!

Hoffentlich können Sie sich meiner noch entsinnen. Denken Sie einmal nach: Nürnberg-Abtlg., romantisch-idealistischer Dichterling; Polenkämpfer und Tagebuchschreiber; schließlich preußischer Vormann h. c.! Wie oft muß ich noch an diese Zeit zurückdenken!

Sehen Sie, als damals in Polen so plötzlich meine RAD-Zeit ihr Ende finden sollte, da ging alles so schnell und überstürzt, daß wirklich keine Zeit zum Besinnen blieb. So saßen wir bald auf dem Lastwagen zur Abfahrt und wußten nicht wie; ich wollte so gerne noch einen Brief an Sie zurücklassen, hatte Ihnen noch so viel zu sagen, zu danken — doch dann konnte ich nur noch Unterfeldmeister Sobotka bitten, Sie recht herzlich zu grüßen. Was aber sind Grüße nach dieser Zeit, die ich mit Ihnen erleben durfte, die so reich an bindenden Erlebnissen war und die so viele gemeinschaftliche Gedanken schenkte, was konnte ich damit Ihnen sagen? Nichts im Vergleich zu dem Vielen, was mich innerlich beim Abschied bewegte!

So finde ich nun endlich Zeit, über meine RAD-Zeit nachzudenken, in Ruhe zu urteilen, ohne Schönfärberei, aber auch ohne Ungerechtigkeit. All die vielen Stunden sehe ich noch einmal vor mir ... auf der Baustelle, die ersten Griffe, Achtungsmarsch für Nürnberg, dann meine Zeit in der Gruppenabteilung, der schwerste Monat wohl dieses halben Jahres; im Schacht, im Flußbett der Guber haben wir da gearbeitet, am Kipper, am Bagger, bei der stärksten Hitze, und dann Kröligkeim, dann unsere ergreifende Sonnwendfeier, die mir unvergessen bleiben wird. — Streiflichter sind dies nur, doch auch wieviel Stunden der Mühe, der ewigen sturen Kleinarbeit, des stetigen Einerleis, dann die Augenblicke des ersten Stolzes. Dann wieder Tage des Rückschlages, wenn die Sehnsucht in einem aufkam, oder vielleicht war ein Streit mit den Kameraden; kleine Ungerechtigkeiten eines Führers; Befehle, die ganz klar und offensichtlich im Augenblick ohne Sinn waren, die uns anscheinend nur hart machen sollten, die diesen kleinen aber so unendlichen Trotz gegen sich selber — Herrgott, nun zeig ihnen gerade, was Du kannst, wie Du vielmehr noch aushältst! — heranbilden sollten. Und dann vielleicht die große Freude: Heute hat unser Zug am besten abgeschnitten, der Oberfeld ... hat uns gelobt — bis zur großen Gemeinschaftsübung des Gaues ... Wissen Sie wie glücklich ich da war, als wir mit am besten abschnitten? All das sind Erinnerungen, die nie aus dem Gedächtnis ausgelöscht werden können, auf die man immer zurückgreifen wird, wenn man einmal nicht weiter weiß.

Den Sinn der militärischen Forderung einsehen, dieser Frage, die in diesen Monaten Tag für Tag und Stunde für Stunde jedem Einzelnen gestellt wird: Bist du ein Kerl, hast du etwas, was du dieser Frage entgegenstellen kannst, und vor allem willst du etwas ihr entgegenstellen, ein inneres Ja? Willst du weitersehen, über die äußere Form dringen, willst du die unbedingte Notwendigkeit, den tieferen Wert für eine Gemeinschaft, wie es unser Volk ist, anerkennen, willst du dein Ich nicht ausschalten, wie es die oberflächliche Masse macht, nein, willst du es gerade bewußt einsetzen, willst du nicht gezogen werden, sondern selber ziehen? — Dies ist der Leitgedanke dieser Zeit, und er ist wahrhaft groß, ihm kann sich auch keiner entziehen, ihn erkennt jeder, nur daß die Schwachen, die Halben sich vor ihm verschließen, während die Kerle ihn bis in seine letzten Forderungen zu ergründen suchen und so aber die ungeteilte Freude über die eigene Bewährung genießen dürfen. Wie stark müßten wir werden, wenn dies einmal jeder junge Mensch erkennt!

Schauen Sie, diese Erkenntnis verdanke ich Ihnen, denn dies sind Ihre Gedanken, das ist Ihr Wollen, das Sie mir vermittelten, damals in der Stunde, als ich verzweifeln wollte, als ich nicht mehr weiter wußte, als ich jeden Glauben an den tieferen Sinn verloren hatte. Damals hatte ich zum ersten Male wieder das Gefühl: hier spricht ein Mensch zu dir, einer der empfindet, und der doch Führer ist, der Kamerad sein will und gleichzeitig erster Vertreter der Idee ist, die mir zur damaligen Zeit noch sinnlos schien! — Und dies rüttelte mich auf. Von einer ganz anderen, viel höheren Warte sah ich nun alles und begann allmählich zu ahnen, zu begreifen! Und so halfen Sie mir nun von Tag zu Tag weiter, immer mehr erschloß sich mir unter Ihrer Führung die Größe, die weite Bedeutung all dieser kleinen und kleinsten Mühen und Anstrengungen, bis ich zu meiner heutigen inneren Freiheit und Sicherheit gelangte.

Ich möchte es Ihnen nur einmal sagen: Sie sind ein Führer, denn Sie wirken nicht um der Form, um der eben nun mal gewählten Berufsart willen, sondern allein um der Idee halber, die Sie Ihren Männern vorlebten!

Es ist der einzige Fehler des RAD, bedingt durch Einsamkeit, Entbehrungen und körperliche Anstrengungen, daß er nicht lauter solche Führer hat, die er haben müßte, um seiner großen Idee ganz gerecht zu werden. Es ist meines Erachtens in der Zukunft die erste Aufgabe für den RAD, noch mehr als bisher wirkliche Führer heranzubilden, denn davon hängt die innere Stärke seiner Idee ab. Er muß Führer schaffen, ihrer großen Verantwortung bewußt!

Viel habe ich Ihnen nun geschrieben, viele Worte, doch seien Sie gewiß, sie sind ehrlich, sind meine innerste Ueberzeugung und sind im Gedenken, im Erinnern an Sie geschrieben. Es wäre wunderschön, fänden Sie in ihnen manchen Anklang an eigene Gedanken. Würden Sie einmal ein wenig Zeit finden, mir ein paar Zeilen zu senden? Ich werde oft an Sie denken und Ihnen recht viel Freude in Ihrer Arbeit wünschen!

Ihr Kamerad

Alfred Benke.

* * *

Ungezählte ähnliche Briefe sind von ehemaligen Arbeitsmännern und Arbeitsmaiden an ihre einstigen Führer und Führerinnen geschrieben worden. Wer nicht von engstirnigen Parteigrundsätzen beherrscht wird, der kann sich wohl kaum ernsthaft der Erkenntnis verschließen, daß eine solche Erziehungseinrichtung wie der Arbeitsdienst sich segensreich für die körperliche und seelische Entwicklung und die staatsbürgerliche Schulung der heranwachsenden Jugend auswirken muß. Mag es heute aber noch so viele politische Widerstände gegen diese Erziehungseinrichtung geben, die Arbeitsdienstidee ist nicht mehr wegzudenken, sie weist in die Zukunft und wird als die große gemeinschaftsbildende Kraft einem neuen Europa den Weg bereiten.

HANS ULRICH RUDEL:

Harte Tage am Llullay-Yacú

Am 31. März 1953 gelang den drei Deutschen Oberst Hans-Ulrich Rudel, Dr. Rolff Dangl und Dr. Karl Morghen die Besteigung des 6.725 m hohen Vulkans Llullay-Yacú in der Provinz Salta in der argentinischen Kordillere. (Die Schriftleitung)

Am 27. März treffen Dr. Karl Morghen und ich nach einer hindernisreichen Fahrt mit Eisenbahn und Lieferwagen und mit einer handfesten Erkältung in der in 4000 Metern Höhe gelegenen Schwefelmine „La Casualidad" („Der Zufall") ein, wo uns Dr. Rolff Dangl, der dort Minenarzt ist und uns zu der geplanten Tour eingeladen hatte, empfängt. Fabricaciones Militares stellen uns einen kleinen Traktor zur Verfügung, den wir am nächsten Vormittag mit allem bepacken, was uns für die geplante Expedition nützlich sein könnte. Gegen Mittag brechen wir auf, Dr. Dangl mit dem Traktor, wir drei (Ing. de Verga hat sich uns angeschlossen), ziehen vorerst die Fahrt mit dem Jeep vor. Nach etwa 20 km steigen auch wir auf den Traktor um und lassen uns gründlich durchrütteln. Rumpelnd geht es durch die Puna de Atacama, die angeblich die drittgrößte Wüste der Welt sein soll, in Richtung auf den Salar (Salzsee) in 3 800 m Höhe, wo wir Lager 1 errichten wollen. Am späten Nachmittag langen wir dort an und bald liegen wir in tiefem Schlaf.

Am Sonntagmorgen springt unser Traktor erst an, als wir ihm mit Rußlandmethoden — offenes Feuer unter dem Motor — zu Leibe rücken. Es geht nun bergauf in Richtung auf das Llullay Yacú-Massiv, doch dauert es noch gute 30 km, bis wir den Fuß des Vulkans erreichen. Jetzt klettert der Traktor nur noch mühsam aufwärts, trotz des meisterhaften Steuerns von de Verga. In 5300 m Höhe schlagen wir schließlich am späten Nachmittag Lager 2 auf. Obwohl es sehr „frisch" ist hier oben, weht glücklicherweise kein Wind. Wir beschließen, heute nacht um 24 Uhr aufzubrechen, da es an einem einzigen Tag nicht zu schaffen ist, wie Dr. Dangl und de Verga schon einmal versuchten. Wir sind nun die zehnte Expedition, die den unseres Wissens höchsten Vulkan der Welt zu bezwingen versucht. Alle sind bisher abgeschlagen worden. Unser Zustand ist leider nicht mehr so gut wie in Lager 1, wir haben keinen Appetit und der Kopf ist schwer. So beschließen wir, noch einen Tag zu warten und „rote Blutkörperchen zu sammeln". Die Nacht ist so hell — wir liegen an der Schneegrenze — daß man vor dem Zelt wohl Zeitung lesen könnte, die Temperatur ist erträglich und unterschreitet augenblicklich die minus-10-Grad-Grenze nicht.

Am nächsten Tag geht es mir bedeutend besser, wenn auch von einem ausgesprochenen Wohlbefinden nicht die Rede sein kann. Aber wie es so manchmal geht: plötzlich gibt es einen Knacks, der Knoten reißt und ich fühle mich auf einmal wieder frisch und munter. So heißt denn unsere Devise nun: So hoch kann diesmal der Berg gar nicht sein, daß wir nicht hinaufkämen!

Kurz vor Mitternacht verlassen wir das Zelt, Dr. Morghen leider in zu kleinen Schuhen — außerdem vergessen wir eine gefüllte Thermosflasche. So haben wir nur eine mit, was für uns vier recht wenig ist, da die Luft hier oben wenig Feuchtigkeitsgehalt hat und man förmlich austrocknet. Pausenlos geht es langsam aber sicher bergauf durch den Schnee, der Mond hüllt alles in märchenhaftes Licht. Gegen 1,30 Uhr torkelt plötzlich ein Gespenst von oben her auf uns zu. Ich erschrecke, denn mir fällt der gute Stepanic ein, der zwanzig Jahre auf dem Aconcagua saß. Aber es ist de Verga, der gestern schon vorausgegangen war und „dem Gipfel näher" übernachten wollte. Er ist stark mitgenommen und berichtet, er habe in 6000 m einen Herzanfall bekommen und sei zu allem Uebel bei einem Aufstiegsversuch schwer abgestürzt. So muß er aufgeben und wir blicken ihm noch lange nach, uns zu überzeugen, daß er auch die richtige Richtung auf das Zelt zu nimmt. Wir rufen ihm noch nach, ab Nachmittag „100 Liter Tee bereit zu halten".

Nun überqueren wir in 5900 m ein weniger geneigtes Schneefeld, doch ist es so weich, daß wir häufig bis zu den Oberschenkeln einsinken. So ist das Steigen doppelt mühsam, besonders für mich, da die Prothese nur äußerst schwer immer wieder aus dem Schnee herauszuziehen geht. Endlich, nach 1½ Stunden, wird der Grund fester und wir erreichen die südliche Aufstiegsrinne. Als die Steigung etwa 35° beträgt, schlage ich vor, Stufen zu schlagen, denn wenn hier einer ausrutscht gibt es kein Halten mehr. Das ist für Dr. Morghen und Dr. Dangl eine ermüdende Mehrbelastung, abwechselnd etwa 600 Stufen mit dem Eispickel zu schlagen.

Die Rinne erscheint gar nicht so lang, wir blicken immer wieder hinauf zu den Felsen im oberen Teil, doch scheinen sie immer gleich weit entfernt zu bleiben. Es ist ein harter Kampf.

Endlich gegen 7 Uhr — die Sonne hat den Mond abgelöst — erreichen wir sie. Die ersten Sonnenstrahlen wärmen uns, besonders Dr. Morghen tut es wohl, der heftig über seine Füße klagt. An den Felsen entlang geht es nun aufwärts, leider wird der Schnee wieder weich, so daß wir wie vorhin einsinken. Das beansprucht unsere letzten Kraftreserven. Ich halte im Augenblick nichts mehr von unserer Parole: So hoch kann diesmal der Berg ... Wenn wir jetzt wenigstens unseren Coca-Tee hätten. Doch sieh an, kaum habe ich bei einer kleinen Rast zwei gefrorene Apfelsinen, einen Apfel und ein wenig Tomatensaft zu mir genommen, bin ich wieder munter und unsere alte Devise gewinnt wieder an Leben, zumal wir wissen, daß es sich nur noch um höchstens 3—400 Höhenmeter handeln kann. Nach weiteren ermüdenden zwei Stunden durch weichen Schnee erreichen wir einen Kamm, der uns etwas Ausblick gewährt. Von Chile herauf steigt eine Schneemulde und parallel zu ihr ein Felskamm, der in einem riesigen braun-

roten Felsmassiv ausläuft, wie ein „ausgebrochener Hundezahn" anzusehen, bemerkt Dr. Morghen scherzhaft. Der vulkanische Ursprung ist ersichtlich und wir überlegen, ob dies wohl der Gipfel sein könnte. Doch dann entdecken wir, daß das Massiv halbrechts vor uns wesentlich höher ist und der „Hundezahn" höchstens als kleinerer chilenischer Gipfel anzusprechen ist.

Und nun ran zur letzten Etappe! Nicht selten müssen wir uns auf allen Vieren vorwärtsarbeiten. Dr. Dangl erkundet jeweils die beste Aufstiegsmöglichkeit und klettert auf allen Felsgruppen umher, um den wirklich höchsten Punkt ausfindig zu machen. Ein Nachlassen und Weichwerden gibt es jetzt nicht mehr, denn wir wissen nun: Wir werden es schaffen! Und um 15 Uhr ist es soweit: Wir sind am Gipfel! Wir freuen uns über die gemeinsame Leistung. In einer Felsspalte verstauen wir eine verschlossene Blechdose mit der argentinischen Fahne, der deutschen Reichsflagge und einem schriftlichen Gruß an Argentinien und seinen Präsidenten Perón. Vor uns liegt der Krater des Vulkans, kleiner als wir ihn uns vorgestellt hatten, in der Mitte ragt ein zigarrenähnlicher Fels empor. Wir fotografieren und erkunden die nächste Umgebung. Da entdecken wir etwa 50-60 m unter dem Gipfel in Ovalform wohl geordnet eine Anzahl Steine — Indianergräber! Auf einem Grab liegt ein Baumstamm. Was müssen doch die Indianer für glänzende Andinisten gewesen sein, daß sie ihre Kaziken hier oben zu Grabe trugen! Doch haben wir leider keine Zeit, diese Grabstätten näher zu untersuchen, die Erfrierungen von Dr. Morghen und Dr. Dangl treiben uns abwärts. Ich schlage den Kameraden deswegen vor, sie mögen ruhig vorgehen, ich käme nach, zumal für mich der Abstieg im tiefen Schnee mühsamer und zeitraubender noch als der Aufstieg sei. Auf der Südostseite geht's dann hinab, einige kleinere feste Hänge nehmen wir in sausender Fahrt auf dem Hosenboden.

Dann beginnt wieder das tiefe Waten im Schnee, weit vorn Dr. Dangl, dann Dr. Morghen und in immer größer werdendem Abstand ich.

Es mag noch eine Stunde fehlen bis zum Zelt — es wird schon zwielichtig — da treffe ich auf eine Felsgruppe und weiß nicht weiter! Ich laufe nach rechts — nein, da war es nicht! Ich laufe nach links — auch das stimmt nicht! Obwohl ich das vier- fünfmal wiederhole, finde ich die Richtung nicht mehr. Es wird dunkel — also dann hinein in eine Schlucht, die abwärts führt! — vielleicht finde ich mich unten wieder zurecht. Kaum bin ich in die Schlucht gestiegen, gleiten plötzlich meine Beine unter mir weg und ich brause in wildem Tempo nach unten. Ich hatte die Neigung unterschätzt und nicht gemerkt, daß der Grund hier wieder glashart ist. Dahin geht's! Ich versuche verzweifelt, mit den Stöcken zu steuern — vergeblich! Einmal ist der Kopf oben, dann wieder unten, mein Körper überschlägt sich und dreht sich um seine eigene Achse. So rase ich dahin. Beim Einstieg in die Schlucht hatte ich Felsen darin entdeckt, und so halte ich schützend die Hände vor den Kopf. Da ist schon der erste — ich schlage dagegen, es reißt mir Schneebrille, Mütze und einen der Stöcke weg! Weiter geht's dahin in unheimlicher Geschwindigkeit — ich prelle mir die Rippen an einen Steinblock — es schmerzt wacker — es schießt mir durch den

Kopf: Wann kommt der letzte große Schlag, der dich außer Gefecht setzt? Nur die Hände vor den Kopf! Während sich mein Körper wieder einmal um sich selbst dreht, haut's mich plötzlich gewaltig hoch und ich schnelle wie vom Federsprungbrett über einen Felsblock hinweg — durch die Drehung gerate ich „aus der Bahn" und werde seitlich in einen weichen Schneehang geschleudert — wo ich liegen bleibe.

Es ist still um mich, so liege ich eine Weile, die Bewegungslosigkeit tut so wohl. Dann taste ich mich ab — außer den massiven Rippenschmerzen ist sonst alles klar. Auch ein Handschuh ging noch verloren. Zum Glück steckt dort drunten noch ein Stock, wenn auch beschädigt, den werde ich mir holen. Nun bin ich wieder auf den Beinen und wate etwas „angeschlagen" am Rand der Schlucht im weichen Schnee abwärts.

Im letzten Lichtschimmer entdecke ich einige hundert Meter tiefer ein scheinbar verlassenes Minengebäude. Erfreut steuere ich darauf zu, denn für meine nun ungeschützten Ohren, Hände und Augen befürchte ich einiges. Also nichts wie runter! So wate ich und wate und stolpere und falle und zerre den Holzfuß aus dem weichen Schnee heraus und hinter mir her — mein Widerstandswille und die alte Zehnkämpfernatur sind hellwach — Liegenbleiben kommt nicht in Frage — bist Du dafür lebend aus dem großen Orlog gekommen, um nun hier am Berg zu bleiben? Der Mond steigt auf, sein Licht fließt über die Schneefelder, ich durchquere eine Mulde, muß wieder ansteigen — wo bleibt bloß das Minengelände? Nichts, gar nichts ist zu sehen. Habe ich mich getäuscht, die Richtung verloren? Ich weiß es nicht. Von einem Minengebäude oder ähnlichem ist nichts auszumachen.

Enttäuscht, aber nicht entmutigt schleppe ich mich weiter, der Durst peinigt mich arg. Was hatten wir uns schon beim Aufstieg gefreut auf die „hundert Liter Tee"! Ich wate weiter, stolpere und falle immer wieder, mal nach vorne, mal rückwärts ... Es mag 23 Uhr sein, da gewahre ich links von mir etwas überhöht ein Licht. Obwohl es mir Mühe macht, wieder anzusteigen, steuere ich drauf los. Als ich davorstehe ist es nur ein riesiger Steinblock, der an einigen Kanten vom Mondlicht besonders hell aufleuchtet. Hundemüde strecke ich mich dahinter aus. Kaum eine Stunde habe ich gelegen, als ich mich mit völlig erstarrten Gliedern wieder aufraffen muß: Ich habe nur eine Wolljacke an, die andere hatte ich beim Steigen zurückgelassen. Und wieder weiter! Runter muß ich, im Takt spreche ich vor mich hin: Run-ter, run-ter, run-ter ...

Da — was ist das? Tief unten ein beschneiter Bergrücken, darüber führt eine Schneise, an der Schneise steht eine Hütte mit einem Wellblechdach, das Zink glänzt spiegelglatt bis hier oben. Wieder reiße ich mich vorwärts, auf die Hütte zu. Gegen 5 Uhr morgens erreiche ich den Bergrücken — nun die Schneise — dort die Hütte — Verflucht! Es ist wieder nur ein großer Stein, dessen eine Fläche glattest poliert ist und in der sich das helle Mondlicht widerspiegelt. Ich sinke hinter meiner „Hütte" in den Schnee, doch keine dreißig Minuten habe ich gelegen, schon bin ich steif wie ein Eisblock. Also auf! Und weiter! Und runter!

Wieder löst die Sonne den Mond ab, als ich am Fuß des Llullay-Yacú angelange. Ich bin froh, die Nacht hinter mir zu haben. Die Sonne wärmt

mich, ich fühle neue Energie. Essen und Trinken fehlen sehr, und das Stück Schokolade, das ich noch habe, löst sich im Mund nicht mehr auf, es klebt wie auch die Cocablätter trocken am Gaumen, kein Tröpfchen Speichel mehr. Also mit Schlucken ist's nichts mehr.

Zu dumm, daß mir beim Sturz mein rechter Schuh an der Hackennaht aufgerissen ist, so sitzt meine Prothese nicht mehr fest, sondern hängt nur halb im Schuh und scheuert, was mir starke Schmerzen im Stumpf verursacht.

Dort drüben ein Stein — dorthin also, dort darfst du fünf Minuten ruhen ... Und nun bis zu jenem Hügel mit dem grünen Streifen ... Jetzt 200 Schritt — jetzt 500, und dann darfst du fünfzehn Minuten ruhen ... So geht es durch die Wüste Atacama. Die Sonne brennt heiß, ich muß den Kopf mit den Händen schützen. Ich setze mir immer neue Ziele und so geht es von Etappe zu Etappe. Kein Baum, kein Strauch, kein Vieh, nur Steine, Geröll, Sonne und hier und da kleine Grasbüschel — ich versuche das Gras zu kauen, aber es ist hartes Zeug, wie Hanf so trocken ...

Die Sonne brennt unbarmherzig — doch dann geht auch dieser Tag zur Neige. Ob ich direkt auf „La Casualidad" zuhalten soll? Das wären dann nur noch 50—60 km. Aber vielleicht warten die Kameraden beim „Salar", dann muß ich doch hin zu ihnen! Und dabei bleibt's! Als es gar zu schwer wird, versetze ich mich im Geiste nach Rußland: „Genosse Rudel, du mußt deine Norm erfüllen!" sage ich mir, und die Norm läge gewiß bei 2000 Schritt! Und da ich hinter mir den Kommissar wähne, laufe ich was ich kann — und schaffe 2000 Schritt! Ich grüble: Wieso schaffe ich mit freiem Willen nur 200 Schritt und mit sowjetischen Methoden plötzlich 2000? Also versuche ich aus freien Stücken 2000 zu schaffen — bei 350 bin ich am Ende ... Ich grüble weiter — und so „quäle ich mich mit Erfolg nach vorn".

Schließlich entdecke ich den „Salar", häufig kreuze ich Traktor-Spuren — dort, 4 bis 5 km voraus muß der Lagerplatz 1 sein. Um halb sieben Uhr abends habe ich ihn endlich erreicht! Er ist leer ...

Ich feuchte meine Lippen mit Salzwasser, mehr darf ich nicht riskieren. Dann noch ein Schlückchen — nicht mal zum Schlucken für meine Schokolade reicht's. Hätte ich doch nur etwas zu trinken! Ich finde die „Alpargatas" (für Leser in Europa: Tuchschuhe mit Hanfsohle) Größe 46 von Dangl, ziehe meine Stiefel aus und binde mir diese alten Alpargatas mit Schnur an die Füße. Harter Wind kommt auf, Wetterwolken ziehen auf. Da es erbärmlich kalt ist, breche ich gegen 23 Uhr wieder auf, ein Zeichen hinterlassend, das nach La Casualidad weist. Ich stolpere weiter, falle, bleibe liegen — die Kälte reißt mich immer wieder hoch. Laufen — laufen — laufen ... Eigentlich müßte ich sagen: hinken ... Etwa gegen 4 Uhr morgens erreiche ich das andere Ende des „Salars". Ich folge Traktorspuren. Nach „La Casualidad" muß ich wieder 700 m steigen. Die Bergwände und Hänge um mich herum erkenne ich wieder, so weiß ich, daß ich's schaffen werde. Schritt für Schritt geht's weiter — zwanzig Kilometer mag ich schon geschafft haben — meine „Umfallpausen" werden immer kürzer, da der Körper völlig durchgefroren ist. Und wieder löst die Sonne

den Mond ab, der Llullay-Yacú rechts hinter mir grüßt schon in strahlendem Sonnenlicht.

Es mag 8 Uhr sein — da schießt plötzlich ein Jeep über die Böschung und hält hart vor mir. „Sind Sie Dangl?" „Nein, Rudel!" „Wir suchen Dangl, in der Mine sind zwei verunglückt, er muß die Totenscheine ausstellen! Er muß sofort mitkommen." Ich verstehe nur die Hälfte von dem, was die da heraussprudeln, denn im Jeep entdecke ich Thermosflaschen: Kaffee mit Milch! Bevor die Leute fertiggesprochen hatten, waren die Flaschen leer bis auf eine. Daß der Kaffee kochend heiß war, hatte ich gar nicht gespürt. Es dauert lange, bis die Argentiner begreifen, was eigentlich los ist und daß ich das „verlorene Schaf" sei. Dann ist aber ihre Freude groß und der Umarmungen sind kein Ende. Es ist schwer zu schildern, wie glücklich geborgen ich mich fühle und wie dankbar ich für den guten Ausgang dieses Abenteuers bin.

Geduldig erklärt mir dann Sánchez: Dangl und Morghen erreichten das Zelt noch am Abstiegstag, konnten mich aber nicht mehr suchen gehn, da sie schwere Erfrierungen hatten. De Verga unternahm es allein — doch vergeblich. Zu der Zeit, als ich am nächsten Tag durch die Wüste stolperte, fuhr de Verga den Dr. Morghen mit dem Traktor zurück zum „Salar", wo bereits ein Jeep der Mine auf der Suche nach uns eingetroffen war, da wir als überfällig galten. Der Traktor blieb am Salzsee, Morghen und de Verga waren drei Stunden später mit dem Jeep in „La Casualidad". Dr. Dangl selbst war mit Zelt, Verpflegung usw. oben in Lager 2 geblieben, hoffend, ich könnte doch noch auftauchen ...

Abends sind wir alle wieder in „La Casualidad" beisammen. Die Freude ist groß und erst jetzt können wir uns über den Besteigungserfolg richtig freuen. Wir werden aufrichtig und herzlich gefeiert, argentinische Offiziere und Arbeiter, dänische Widerstandskämpfer, Norweger, Franzosen, Engländer, insgesamt sind wir Angehörige von elf verschiedenen Nationen, die sich in der Achtung vor der Leistung und der Begeisterung für den Sport treffen.

Daß aber Energie, Können und Kraft nur e i n Teil, der andere Teil aber das Glück ist, daß mit diesen zusammentreffen muß, wird mir wieder so glasklar, als ich bei der Ankunft in der Mine höre, wie das Kniegelenk meiner Prothese knackst. Ich schaue nach und stelle erschrocken fest, daß die Kniegelenkschraube nur noch mit einer achtel Windung (von fünfzehn Windungen insgesamt) befestigt ist und jeden Augenblick hätte herausfallen können. Wäre das auf meinem Marsch geschehen — es wäre das Ende gewesen.

MAURICE BARDECHE:

Rückkehr ins Gestern

Die französische Politik tritt auf der Stelle. Wie ein scheuendes Pferd sieht das amtliche Frankreich die Wirklichkeit nicht mehr. Scheu und erschreckt sieht es Gespenster auf seinem Wege und findet, umgeben von Schreckgestalten, die es selber geschaffen hat, nicht die Kraft, weder vorwärts noch rückwärts zu gehen.

Das amtliche Frankreich hat das deutsche Schreckbild erfunden. Es war ihm auch sehr gelegen. Es gestattete ihm, immer recht zu haben. Man hatte Recht damit, daß man den Krieg gewollt hatte, man hatte Recht damit, daß man massakriert und damit, daß man „gesäubert" hatte. Man hatte auch das Recht, Angst zu haben. Deutschland, das war das Böse an sich — und damit war alles gerechtfertigt. Nur, wenn man alles aufgeschnitten hat, muß man auch wieder zusammennähen. Und dann treten die Wahrheiten in ihre Rechte.

Um die Lawine aufzuhalten, muß man sich mit den Deutschen verständigen. Das amtliche Frankreich hätte das nur allzu gern vermieden. Es hätte lieber gesehen, daß die Tatsachen die Güte gehabt hätten, sich seiner Propaganda anzupassen, und daß das über das Hitlersche Ungeheuer „siegreiche" Frankreich durch ein Wunder der Heilige Georg von Europa geworden wäre, der besonnene und starke Kriegsmann, der aller Drohungen spottet. Unglücklicherweise lassen sich die Tatsachen nicht von der Propaganda beeinflussen, und die Ueberzeugung, der Heilige Georg von Europa zu sein, reicht nicht aus, um eine Luftwaffe und eine Panzerarmee aus dem Boden erstehen zu lassen.

Die Zahlen sind nun einmal da. Diese Zahlen sind beredter, denn sie beweisen schlagend, daß Deutschlands Mitwirkung nun einmal unerläßlich ist. Und da beginnt das Drama.

Die französische Regierung glaubte, sie könnte sich durch eine elegante Lösung aus der Schwierigkeit ziehen. Also einverstanden — man würde die Deutschen mobilisieren. Da man es anders nun einmal nicht machen kann, würde man ihnen einen Helm und ein Bajonett geben. Sie würden die Infanterie stellen, wissen Sie, diese Infanterie, die wirklich nur Infanterie ist, die man voranschickt, um die Panzer mit Essenzflaschen und Tagesbefehlen anzugreifen. Die Franzosen hätten die Panzer, die Flugzeuge, die Kanonen, die Eisenbahnen — und die Deutschen hätten die Flaschen mit Essenzen und sie könnten sogar bis zum Hauptmann einschließlich aufrücken.

Leider wollte der schöne Plan nicht recht gar werden. Aus allerlei technischen und moralischen Gründen entdeckte man, daß man im modernen Krieg den Söldnern eine gewisse Menge von Material und eine gewisse Bewegungsfreiheit zugestehen muß. Und nach einigen Monaten Hin- und Herverhandelns stand man doch dem folgenden Ergebnis gegenüber: daß eine Armee — selbst eine Söldnerarmee —, zuerst einmal eine A r m e e sein muß, und daß es unmöglich ist, daß sich die Deutschen schlagen, ohne daß es eine Gesamtheit von deutschen Divisionen gibt, was nun einmal, ob man will oder nicht, der Wehrmacht sehr ähneln würde.

Als einmal die Debatte an diesem Punkt angelangt war, gab es nunmehr zwei Lösungen für das Problem. Eine loyale, ehrenhafte und vernünftige, die darin bestand, festzustellen, daß eine Verteidigung von Europa eben nicht möglich ist, ohne daß es eine deutsche Armee gibt, die allen anderen nationalen Armeen gegenüber absolut gleiche Rechte haben muß. Frankreich gewann dabei insofern, als es selber auch eine nationale Armee behielt, die unter der eigenen Kontrolle stand. Auch die Klugheit gewann dabei: ein Nebeneinanderstehen nationaler Armeen unter einem gemeinsamen Kommando war sicher eine technisch und moralisch solidere Lösung. Man vermied einen Sprung ins Ungewisse mit einer Zwitterarmee, die nicht weiß, was sie ist und wem sie gehorcht. Alle fanden dabei ihren Vorteil. Aber das hätte eine deutsche Armee ergeben, eine wirkliche, mit Generälen, Luftwaffe, Panzern, Radar — und man hätte die Phantome zerstören müssen, die man sich fabriziert hatte: das ging über die Kräfte des amtlichen Frankreich.

Die zweite Lösung besteht darin, zu versuchen, in dem Vertrag irgend etwas des ursprünglichen Planes aufrecht zu erhalten. Aber das amtliche Frankreich scheut heute vor dieser Lösung, denn sie enthüllt, daß man in Wirklichkeit wenig Dinge aus dem ersten Plan wird aufrecht halten können und daß die p r a k t i s c h e Entwicklung der europäischen Armee dazu zwingen wird, immer größere Zugeständnisse zu machen und am Ende doch den Deutschen eine tatsächliche Gleichheit zuzugestehen.

Seitdem weiß das amtliche Frankreich angesichts s e i n e s Vertrages nicht mehr, was es machen soll. Der Gedanke, alle nationalen Armeen verschwinden zu lassen, nur, damit es keine deutsche Armee mehr gibt, erscheint, je mehr man ihn untersucht, als das, was er ist, nämlich eine Kateridee. Und auf der anderen Seite erschreckt der Gedanke, den nationalen Formationen mehr Eigenbestimmung zu geben, alle diejenigen, die ein Wiedererscheinen Deutschlands in der europäischen Politik mehr als alles andere fürchten. Das amtliche Frankreich spürt und ahnt, daß es gar kein Europa gibt, ohne daß Deutschland einen Platz in diesem Europa hat, und daß es keine europäische Armee geben kann, die nicht am Ende, nach mehr oder weniger kurzer Zeit, die Zusammenarbeit nationaler Kräfte mit gleichen Rechten darstellt: denn diese Lösung liegt in der Natur der Dinge und dagegen schützt kein Stück Papier.

So flüchtet sich das amtliche Frankreich in die Nervosität, die Zauderei und die Hysterie. Es ist kein Zweifel — es gibt im Augenblick in Frankreich

aus sehr verschiedenen Gründen eine Verschwörung gegen die französisch-deutsche Annäherung. Diese Verschwörung hat sehr verschiedene Wurzeln. Sie vereint zugleich die Juden, weil sie Juden sind, die Krypto-Kommunisten, die sehr gut wissen, was sie wollen, die Aengstlichen, die über den Plänen träumen, aber plötzlich erwachen, wenn der Verfalltermin da ist, die verspäteten Nationalisten, die immer noch an eine deutsche Gefahr glauben, und die Antikommunisten, die zwar nicht grundsätzlich antideutsch sind, aber die von den Möglichkeiten, die man vorschlägt, erschreckt sind.

Dieser ganze Salat schwimmt in der Propagandasauce, die man seit sieben Jahren sorgfältig vorbereitet hat, und von der sich niemand frei machen kann, selbst wenn er erkennt, daß dies im Ergebnis den politischen Zielen Moskaus dient. Die einen wissen wohl, welche Arbeit hier geleistet wird, die anderen sind ahnungslos und lassen sich mitziehen.

Aber seien Sie versichert, daß ein Kapellmeister das alles leitet. Das ist nicht ein einfaches Zusammentreffen, wenn man am laufenden Band, Zeitbomben gleich, die Kriegsverbrecherprozesse losgehen sieht, die uns plötzlich wieder in die Atmosphäre und zu der Sprache von 1947 zurückführen, wenn inspirierte Artikel die imaginäre Gefahr einer Wiederauferstehung des Nationalsozialismus in der Form eines großen, gehörnten Teufels „als ebenso gefährlich wie die russische Gefahr“ darstellen; wenn man in Deutschland angebliche Verschwörungen entdeckt, wenn man indiskreter Weise angebliche Statistiken veröffentlicht, wenn man verhaftet wie in den schönen Tagen der Entnazifizierung.

Tatsächlich — es handelt sich darum, daß man uns nach 1947 zurückführen will, d e n n d i e s e R ü c k k e h r i n s G e w e s e n e d e r ö f f e n t l i c h e n M e i n u n g i s t w i c h t i g f ü r g e w i s s e p o l i t i s c h e P l ä n e. Diese ganze Kampagne, die sich n a c h den amerikanischen Wahlen entwickelt, ist in der Tat die Antwort der Roosevelt-Gruppe auf die Wahl von Eisenhower. Und es ist kein Zufall, daß man zur gleichen Stunde die Menschen wieder an der Macht erscheinen sieht, die den Geist von 1947 verkörpern und mehr oder minder heimlich die entschlossenen Gegner jedes auf der deutsch-französischen Annäherung aufgebauten Europa sind.

Unter dieser Perspektive bekommen die letzten Ereignisse alle ihren Sinn. Sie erscheinen als Elemente eines Ganzen, dessen Einzelteile eine Verschwörung sind, die weiß, was sie will, und eine irregeführte öffentliche Meinung, die gefangen in ihrer Propaganda, ihren Vorurteilen und ihrer inneren Verwirrung ist.

Heute ernten wir die Frucht von sieben Jahren Hysterie und Geschwätz. Das ist unsere Unfähigkeit, Stellung zu beziehen. Die französische öffentliche Meinung läßt sich von ihren Gegnern leiten, die wissen, was sie wollen, während sie selbst nicht weiß, was sie will und auch unfähig ist, es zu wissen. Sie sieht verschwommen, sie fühlt verwirrt die Notwendigkeit einer Versöhnung mit Deutschland, aber sie hat nicht die Kraft, sie zu wollen. Sie ahnt den Preis der Zeit, den dramatischen Preis der Zeit, aber sie verharrt bewegungslos wie ein hypnotisierter Vogel.

Blicken wir doch der Lage ins Gesicht. Augenblicklich hat die Ratifizierung des Vertrages über die gemeinsame Verteidigung gar keine Aussicht, vom französischen Parlament angenommen zu werden, und der französischen Regierung bleibt nichts übrig, als Zeit für die gemeinsame Verteidigung verloren gehen zu lassen. Sie hat auch nicht einmal eine andere Politik zum Ersatz, denn die öffentliche Meinung wird ebenso unentschlossen dem Plan eines Bündnisses mit der Sowjetunion gegenüber stehen, den gewisse Strategen flüsternd heimlich herumreichen.

Was wird also werden? Die Notwendigkeiten diktieren ihre Gesetze und ihren Rhythmus trotz der Passivität Frankreichs, nämlich daß die Wiederbewaffnung Europas ohne Frankreich und trotz Frankreich geschehen wird, und daß unsere Entschlußlosigkeit zum Ergebnis haben wird, daß wir diplomatisch und politisch abtreten.

Wir würden damit den Preis für unsere falschen Ideen und unseren Kleinmut bezahlen. Wir würden ihn mit unserem Blut bezahlen. Aber wir würden ihn auch mit dem Fleisch der anderen bezahlen. Denn wenn Frankreich nicht dabei ist, wird die Hoffnung auf ein geeintes Europa verschwinden, das wirklich stark und unabhängig ist. Die Vereinigten Staaten von Amerika hätten dann in Europa nur eine Kette von „Klienten", die sie mehr oder minder gut behandeln. Und die Abhängigkeit Europas wird weiter gehen und ebenso die Abhängigkeit und die unterwertigen Lebensbedingungen der europäischen Arbeiter.

Das Schicksal unseres Landes würde bleiben, was es jetzt ist — ohne Wechsel oder Aussicht auf einen Wechsel. Und der Kommunismus würde weiter die einzige Hoffnung der Arbeiter Europas sein, weil wir es nicht verstanden haben, statt seiner eine andere zu erwecken. Am Ende dieser Politik wird es nur das Verfaulen durch den Kommunismus oder den Krieg geben. Nur allzu oft zahlen so die Völker für ihre Zerrissenheit und ihren Wahn.

G. A. AMAUDRUZ:

Über einen neuen Adel

Zur Stunde, da die moderne Zersetzung einen Gestank hervorbringt, den vergangene Zeiten einfach für unmöglich gehalten hätten, fragen sich einige, die hellwach geworden sind, ob die Träumer von einer schöneren, edleren, freieren Welt nicht einfach im Irrsinn reden. In der Tat könnte man sich kaum einen größeren Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit vorstellen. Es ist soweit, daß sich schon die Frage aufwirft, ob eine Anstrengung zum Besseren überhaupt noch die geringste Aussicht auf Erfolg hat. Und manchmal lastet schon eine düstere, bittere Mattigkeit auf unserer Seele und lähmt sie. Die Seele faltet ihre Flügel zusammen und schaut erstarrt in Trauer auf die Widerwärtigkeit der Gegenwart. Sie schließt ihre Augen und sieht, schmerzlich weit entfernt, den Traum in seiner Herrlichkeit — und weint wie ein schutzloses Kind.

Und dennoch! Solange noch auf Erden ein Stückchen Traum, Begeisterung, Ehre, Edelmut, Liebe sich findet, kann auch der scharfsinnigste Geist nicht sagen: es ist unmöglich. Und wenn nur eine Wahrscheinlichkeit von eins zu einer Million bliebe, so ist die Pflicht klar: diese Möglichkeit muß versucht werden!

Die Seelen müssen sich erheben und sich um die Fahne unserer höchsten Ziele sammeln. Um die Fahne unserer bedrohten Rasse, unseres unterjochten Europas, unserer im Sterben liegenden Kultur. Um die Fahne einer sozialen Ordnung der Gerechtigkeit und Ehre, einer Menschheit mit klaren, sauberen Sonnenaugen.

Die Bedingungen, unter denen es verwirklicht werden könnte, sind abscheulich, Mittel haben wir fast keine — das ist die Wirklichkeit. Ein durch unsere Sehnsucht umgestalteter Erdball — dorthin wollen wir kommen.

Angesichts der Kräfte des Niederganges, die seit mehreren Generationen in Europa herrschen, haben die Kräfte der Erneuerung ohne Erschlaffung sich abgemüht. Zuerst auf geistigem Gebiet, wo sie die Lehre geschaffen haben. Dann auf politischem Gebiet, wo sie die Lehre verwirklicht haben.

Die nationalsozialistische und die faschistische Revolution waren in verschiedenen Formen die Verkörperung der gleichen geschichtlichen Kraft und mußten auf die gleichen erklärten oder geheimen Gegner stoßen.

Die Welt der Nichtswürdigkeit, die sich gegen die europäische Erneuerung zusammengeschlossen hatte, konnte 1945 einen militärischen Erfolg davontragen. Den Sieg konnte sie nicht davontragen. Sie konnte nur Leichenberge anhäufen und Sachwerte zerstören.

In Wirklichkeit haben unsere Feinde unserer Sache genützt. Durch ihre Verfolgung der Idee haben sie diese nur noch reiner aufleuchten lassen. Durch die Verfolgung der Verteidiger der Idee, haben sie die wirklichen Kämpfer hervortreten lassen und die Opportunisten verjagt.

Heute zeigt sich in den verschiedenen nationalen Organisationen nationalen und sozialen Charakters in Europa immer stärker der Strom der Erneuerung — der morgen die Revolution sein wird, wenn unsere Feinde uns dazu zwingen.

Schon sammeln sich viele auf der Grundlage einiger einfacher Ideen:

1. Die Zeit ist vorüber, da die eine oder andere der verschiedenen weißen Rassen allein den Kampf um das Dasein führen konnte. Die moderne Technik macht einen Kampf unmöglich, wo das zahlenmäßige Mißverhältnis gewisse Grenzen überschreitet. Heute ist die weiße Rasse in ihrer Gesamtheit bedroht und die weiße Rasse in ihrer Gesamtheit muß sich politisch organisieren.

2. Diese Organisation muß mit der Zusammenfassung Europas beginnen. Europa ist in der Tat die einzige geographische Einheit, wo die weiße Rasse genügend geschlossen siedelt und stark genug ist, um einer Weltkoalition die Stirn zu bieten.

3. Die Sendung Europas in der Welt wird es sein, den außereuropäischen weißen Völkern in ihrem Kampf für die Erhaltung und den Aufstieg der Rasse Hilfe zu leisten.

4. Im Inneren Europas muß die Erneuerung sich vollziehen in Achtung vor der Individualität der Völker. Darum wird die Form der europäischen Union der Bundesstaat (Konföderation) sein.

5. Die Erneuerung muß die soziale Gerechtigkeit in den europäischen Ländern durchsetzen.

6. Die Erneuerung muß den biologischen Aufstieg der europäischen Völker sichern.

Die Aufgabe ist groß. Sie setzt die Machtergreifung voraus.

Verschiedene Wege führen zur Macht.

Da gibt es zuerst den breiten Weg der politischen Bewegung, die mit offenem Visier kämpft und die Massen gewinnt. Das ist unzweifelhaft der beste Weg, wenn er durchführbar ist. Er stellt die Anhänger lange Kampfjahre hindurch auf die Probe und liest langsam eine qualifizierte Elite aus. Die neue Ordnung, gestützt auf die Massen, ist viel stabiler als wenn sie aus einer Palastrevolte hervorgehen würde. Die Schwierigkeit liegt zuerst einmal in der Zeit, die dieser Weg erfordert. Arm, mit nur wenigen Anhängern, ohne Mittel der Propaganda, aber sofort gezwungen, sich gegen die ganze Presse zu wehren — die den heutigen Machthabern dient — muß die Bewegung lange um Aufstieg ringen. Im heutigen Europa sind die Bedingungen so ungünstig wie möglich. Außerdem sind die durch die beiden letzten Kriege ausgebluteten Massen, die ihre Mutigsten und Edelmütigsten verloren haben, heute ängstlicher und egoistischer als je.

Ein zweiter Weg zur Macht ist der Staatsstreich, ausgeführt durch eine entschlossene Minderheit, die sich mit Gewalt der Kommandohöhen bemächtigt. Der Vorteil, daß man Zeit gewinnt, bringt aber Nachteile mit sich. Ohne die heroischen Kampfjahre erweist sich die Elite bald als zu klein.

Gezwungen, sich in der Stunde des Triumphes zu ergänzen, muß man aus den Haufen der Bewerber, deren erdrückende Mehrheit aus Opportunismus und Postenjagd kommt, seine Auswahl treffen. Diese Leute üben beim ersten Rückschlag Verrat —, außerdem sind sie ja aus Eigennutz gekommen und führen die innere Fäulnis des Regimes herbei, womit sie zu seiner Auflösung und seinem Sturz beitragen. Eine gesteigerte Wachsamkeit wird nötig, um ohne Verzögerung die unglückliche Auswahl, die man hat treffen müssen, wieder zu korrigieren. Die Zeit, die man am Kampf gespart hat, braucht man nun doppelt zur Konsolidierung des Regimes.

Hier kommen wir an eine Reihe ernster Probleme, über die jeder Kamerad nachdenken sollte.

Was soll man tun, damit die Erneuerung zur Macht kommt und sich auch an der Macht hält?

Gewisse Geister wiegen sich in Illusion, daß ausgeklügelte Verfassungsreformen die Heilung unserer Uebel bringen könnten. Die einen predigen die Monarchie, die anderen die Diktatur, die Dritten die „echte" Demokratie. Man bereitet lange vorher die Gesetzestexte vor, die man einführen möchte und von denen man sich das Heil erwartet. Die „Föderalisten" haben 1918 eine „Europäische Verfassung" in 90 Artikeln veröffentlicht, in der nichts dem Zufall überlassen war! ...

Diese ganze formalistische Richtung verkennt das wahre Problem, vor dem wir stehen.

Ganz gleich welches „System" in einem Lande gilt, die Zahl der Kommandohöhen bleibt immer sehr begrenzt. Selbst in den heuchlerischerweise als „demokratisch" bezeichneten Staaten, ist die Zahl der Menschen, die wirklich etwas zu sagen haben, klein (besonders bei den Schlüsselstellungen in Industrie und Handel), und außer ihnen gibt es noch die theoretisch freien Staatsbürger — auf die es überhaupt nicht ankommt. In wessen Händen befinden sich diese Kommandohöhen? Das ist die entscheidende Frage.

Die kapitalistischen Eliten von heute rekrutieren sich aus Leuten, die außer Intelligenz noch Egoismus, gieriges Gewinnstreben, Heuchelei und die zum Erfolg nötige Hinterhältigkeit besitzen. Diese Eliten werden immer gemäß ihren persönlichen Interessen regieren und automatisch die gesunden Kräfte unterdrücken, die für sie eine Bedrohung darstellen. Diese Eliten wirken ihrer Natur nach für den Verfall.

Unsere Erneuerung wird darin bestehen, diese verfaulten Eliten aus der Macht zu werfen und sie durch Männer zu ersetzen, die wert sind, diese Macht auszuüben.

Menschen, die fähig sind, zu opfern, bescheiden in ihren Bedürfnissen, bewußt ihrer Verantwortlichkeit, die erst gehorchen, dann befehlen können, Menschen, die die Wirklichkeit der Handlungen dem Schein der schönen Worte vorziehen. Diese können allein wirksam die europäische Erneuerung vorantreiben, die soziale Gerechtigkeit herrschen lassen und die Sendung unserer Rasse erfüllen.

In erster Linie muß die neue Elite Voraussetzungen charakterlicher Art aufweisen. Sie muß, von Geburt an, auf ihre Aufgabe vorbereitet sein.

Das ist keine neue Idee. Das ist eine Idee, die Jahrtausende alt ist. Man

nennt sie die aristokratische Idee. Sie hat in dem Adel aller Geschichtszeitalter Form angenommen. Zum vorletzten Mal im mittelalterlichen Adel. Zum letzten Mal in der SS. Nein, diese Idee ist nicht neu, sie findet sich in der Natur wieder. Die Natur ist aristokratisch.

Sie ist besser als eine neue Idee. Sie ist nämlich eine richtige Idee.

Der Adel des Mittelalters, gegründet auf den Werten der Ritterlichkeit, der seine Begabungen auf dem Erbweg überlieferte, beweist durch seine relative Stabilität die Kraft der Idee. Er zeigt aber auch durch seinen Niedergang, daß das Prinzip der Erblichkeit nicht ausreicht, daß eine Elite degeneriert, wenn die beiden folgenden Bedingungen nicht erfüllt werden:

1. Es ist notwendig, daß Elemente geringeren Wertes aus der Elite ausgeschlossen werden.
2. Wertvolle Elemente, die aus der Masse des Volkes aufsteigen, müssen der Elite eingegliedert werden.

Mit anderen Worten: man muß einer Aristokratie, wenn man ihre Degeneration vermeiden will, die Bedingungen von allem organischen Leben auferlegen: Ausscheidung des Abfalls und Erneuerung der Substanz.

Der Erfolg der europäischen Erneuerung auf den verschiedenen Gebieten des sozialen Lebens hat zur Bedingung sine qua non die Organisation eines neuen Adels.

Damit sind wir bei einem wichtigen Punkt angelangt, für alle Kameraden, die im politischen Kampf stehen. Wie wird sich dieser Adel bilden? Nach welchen Kriterien?

Dieser Adel, der schon besteht, muß, um sich zu organisieren, sich erkennen. Es sind oft wenig bekannte Männer, oft unbekannt, verstreut, ohne regelmäßige Verbindung unter einander —. Jeder muß zuerst sich über sich selbst klar werden und das Bewußtsein einer Mission erfassen, an der er nicht zweifelt. Jeder muß sich dann den anderen zu erkennen geben.

An äußeren Anzeichen kann man solche Menschen nicht erkennen. Die Kriterien der Rasse — Farbe der Augen bis zum Schädelindex — und körperliche Gesundheit sind wertvoll für die großen Zahlen. Hier handelt es sich aber darum, die kleine Zahl zu entdecken ...

Man kommt auch nicht dazu durch psychologische Tests, so klug sie ausgetüftelt sein mögen. Denn der pyschologische Test beruht seinem Grundbegriff nach darauf, die Haltung eines Menschen bei den großen Gelegenheiten nach seiner Haltung bei den kleinen Gelegenheiten vorherzubestimmen. Aber keine Wissenschaft wird bei kleinen Proben hindern können, daß sie eben klein bleiben, und daß die großen nun einmal groß sind.

Die Not und Notwendigkeit wird die neue Elite auslesen. Das europäische Unheil, das noch kommen wird, wird auch zeigen, wo sich die Kräfte befinden, die fähig sind, für die Gesamtheit zu handeln. Diese Kräfte werden sich selber und den anderen durch die Taten offenbaren, die ihnen ihr Gewissen zu tun auferlegen wird. Sie werden sich der Gemeinschaft durch die Dienste, die sie ihr leisten, aufzwingen.

In der gegenwärtigen Lage West-Europas, das vom kapitalistischen System beherrscht wird, dessen Verkommenheit wir kennen, müssen wir wissen, daß die revolutionäre Kraft im „Proletariat“ der körperlichen und geistigen Arbeit wohnt.

Die Sklaven eines Regimes sind immer die aktivste revolutionäre Kraft.

Man braucht hier nicht die Ungerechtigkeit des „Systems" zu zeigen. Man hat es nicht nötig, nachzuweisen, daß das europäische „Proletariat" seine unwürdige Lage nicht verdient und daß die Privilegierten des Regimes ihre Privilegien nicht verdienen. Das wissen unsere Kameraden schon.

Aber sie müssen wissen, daß, wenn die gegenwärtige Evolution ihren Weg weiter verfolgt, die Elite der europäischen Erneuerung diejenige sein wird, die den Kampf des europäischen Proletariats zu führen verstehen wird. Mit einem Wort: der neue Adel wird ein sozialistisch-revolutionärer Adel sein.

Es hilft nichts, die Notwendigkeit der Verteidigung der Rasse zu proklamieren, die Notwendigkeit einer neuen Elite zu verkünden, wenn man nicht den letzten Schritt tun will und nicht die sozialistische und revolutionäre Sendung dieser Elite anerkennt. Man bleibt dann eben eine Sekte, ohne Zweifel interessant, aber dem politischen Kampf von heute fremd.

Umgekehrt ist es sinnlos, ein Programm sozialer Gerechtigkeit zu entwerfen, wenn man sich nicht zur Aufgabe stellt und wenn man sich nicht der Notwendigkeit bewußt ist, eine auf dem Charakter gegründete Elite zu schaffen. Man wird dann nur ein ephemeres Werk fertig bringen. Man wird vielleicht eine Revolution machen — wie die Französische Revolution.

Ohne Zweifel können diese wenigen Erwägungen nicht das wesentliche Thema der menschlichen Entwicklung erschöpfen. Ihr Ziel ist vielmehr einfach, die Diskussion unter den Kameraden fortzusetzen, damit jeder Kamerad, durch sein Nachdenken, sich der umfassenden Bedeutung unserer Aufgabe bewußt wird und so besser handeln kann.



Am 13. April 1953
verschied unser Kamerad

ALFRED MÜLLER

Sein Einsatz galt seinem Volke, und auch als das Reich zerschlagen wurde, blieb er dem Spruch verpflichtet:

Meine Ehre heißt Treue!

Wir gedenken seiner in Stolz und Verpflichtung!

Seine Kameraden

Portrait des Monats:

Corneliu Zelea Codreanu



Als Codreanu die rumänische Studentenschaft zusammenfaßte, forderte er: Der junge Student aber wird fortan wissen müssen, daß er, wo er auch immer sein mag, auf Wache steht für sein Volk. Daß er, wenn er sich bestechen, umschmeicheln oder überreden läßt, seinen Posten verläßt, Fahnenflucht begeht und Verrat.

Herbst 1922 geht er nach Deutschland, um sein Studium fortzusetzen. Er hört von Adolf Hitler, erlebt Mussolinis „Marsch auf Rom" und bekennt: „Es besteht ein festes Band der Sympathie zwischen all denen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen ihren Völkern dienen, wie auch eine enge Verbindung zwischen all denen besteht, die an der Vernichtung der Völker arbeiten."

1923 wurde Codreanu zum erstenmal verhaftet. Und dann steigerte sich der Kampf, der Terror des Regimes nahm ständig zu, es kam zu Verfolgungen, Verboten, Verhaftungen, Gewalttaten und Verhöhnungen aller Art. Aber gleichzeitig wuchs die innere Stärke der Legion „Erzengel Michael", wie die Bewegung seit dem 24. Juni 1917 hieß. „Wer in diesem Augenblicke zu uns kam, für den hieß es: Für dich gibt es von nun an kein Wenden und kein Zurück! Dein Leben gehört jetzt nicht mehr dir". Der Glaube an die Sendung und die gegenseitige Liebe, die Kameradschaft waren das gefühlsmäßige Fundament der Bewegung. „Laß den Helden in dir niemals sterben", lautete die Forderung Codreanus.

Von den kleinsten Zellen aus, den „Nestern" baute Codreanu seine Legion auf, jene „Eiserne Garde". Bukarest schritt mit Verboten ein, aber das Erwachen des rumänischen Volkes war nicht mehr aufzuhalten. Als Partei „Alles für das Vaterland" zog man ins Parlament. Als große Tat schuf Codreanu aber die ersten Freiwilligen Arbeitslager der Welt, und hier erzog er seine Gefolgschaft zum Dienst für das Volk. Am 20. Januar 1937 fielen bei Majada honda vor Madrid die beiden Legionäre Jon J. Motza, Codreanus Stellvertreter und Vasile Marin in den Reihen der Freiheitskämpfer Francos. Und am 20. Dezember 1937 eroberte Codreanus Bewegung 70 Abgeordnetensitze im Parlament. Jetzt zitterte Juda, und nun ging es Schlag auf Schlag. Die Jüdin Helene Wolf, genannt Madame Lupescu, die Geliebte Carols, beschloß, Codreanu beseitigen zu lassen. Am 12. Februar 1938 unternahm Carol einen Staatsstreich, verbot die Parteien und nun raste eine neue Verfolgungswelle durchs Land. Der „Capitan" gab nicht nach. Er sah sein Schicksal voraus und nahm es auf sich. Er blieb bei seinen Legionären, die zu Tausenden eingekerkert wurden. So wurde auch er verhaftet und erhielt zehn Jahre Zuchthaus. Aber seine Idee lebte, aller Folter zum Trotz, und so griff man schließlich zum Mord. Am 30. November 1938 wurde Codreanu mit einigen seiner Getreuen kaltblütig auf einem Transport zusammengeschossen.

Aber am 6. 9. 1940 zwang die Legionärsbewegung unter Horia Sima den Verräter Carol zur Abdankung und übernahm die Macht. General Antonescu wurde ihr Exponent, bis er 4½ Monate später, unterstützt von einigen deutschen Politikern und der deutschen Wehrmacht einen Staatsstreich unternahm, die Legion verbot und verfolgte. So wurden gerade diejenigen Kräfte ausgeschaltet, die am fanatischsten gegen den Bolschewismus gekämpft hatten, und es war daher kein Wunder, wenn in der Stunde höchster Bewährung zwischen Don und Wolga gerade die rumänischen Verbände versagten und damit die Tragödie von Stalingrad einleiteten, und Antonescu selbst lieferte sich damit Kräften aus, die ihn schon recht bald verrieten und den Bolschewisten zur Liquidierung übergaben.

Aber gerade heute unter der Knute Moskaus wuchs Codreanu im rumänischen Volk zum Mythus. Darüber hinaus gebührt ihm aber ein Ehrenplatz in der ersten Reihe jener Männer und Kämpfer, deren Leben und Taten, Vorbild und Opfertod uns im Glauben bestärken: wo solche Geister stritten, da ist das wahre Europa.

FRAK.

JOSEF MATL:

Grundprobleme des Sowjetismus

II.*)

Wir haben folgende wirtschaftlichen Entwicklungsstufen zu unterscheiden: Der Periode der Kriegsproduktion, die durch die militärischen und politischen Existenzbedürfnisse der jeweiligen Situation gegeben ist, folgt die erste Periode der „neuen ökonomischen Politik" (NEP) 1921—1923. In dieser wurde zunächst die Privatinitiative freigegeben und damit tauchen auch Ansätze zu einer neuen Kapitalsbildung und zu einer Erholung und Konsolidierung der vorher sehr zerütteten Wirtschaft auf. Im weiteren Verlauf dieser neuen ökonomischen Politik (1923—1928) fielen immer größere Teile der Wirtschaft der Sozialisierung anheim. Damit setzte der Uebergang von den Experimenten zur Planung ein. Die Wirtschaftsentwicklung seit 1933 bis 1934 ist — nach Klocke, Berlin — als Periode der systematischen Planung zu bezeichnen.

Die Industrialisierungstendenz, an sich eine Teilerscheinung eines globalen Prozesses, stellt den beherrschenden Faktor der Sowjetwirtschaft dar. Bereits Lenin wollte gemäß der Ueberzeugung aller Marxisten, daß nur der Industriearbeiter fortschrittlich sei, der Individualbauer die Brutstätte des Kapitalismus, schon im Lebensinteresse der dauernden Sicherung der Früchte der Revolution und damit der Erhaltung der Macht der neugeschaffenen politischen Gesellschaft in seiner eschatologischen Vision einer Industriegesellschaft nichts anderes als ein rückständiges Agrarland industrialisieren. Aus dem Entschluß dieser Industrialisierung, die westeuropäische Entwicklung der letzten 150 Jahre nachzuholen und zu überholen, ist alles erklärlich, was Lenin und Stalin getan haben.

Die Durchindustrialisierung stellt also ein wesentliches Moment der Revolutionierung dar. Damit ist auch die nachträgliche Schaffung eines Proletariats als Grundbasis gegeben. Die planerische Verwendung des Menschen in der vom und durch den Staat forcierten Industralisierung bedeutete einen ungeheueren Raubbau an den Menschen. Man schätzt die Menschenopfer in diesem Prozeß auf 15 bis 20 Millionen. Die Sowjets mußten, wenigstens bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, den Akkumulationsprozeß mit den eigenen Leuten durchführen, während die ältere westeuropäische Industrialisierung und Kapitalsakkumulation zwar auch mit großen Menschenopfern, aber zum Großteil der kolonialen und nur zum geringen Teile aus der heimischen europäischen Bevölkerung erkauft wurde.

Die planmäßige Durchführung der Industrialisierung wird ermöglicht mit dem Mittel der Bindung der Arbeitskräfte an den Arbeitsplatz, der

*) Teil I erschien im Doppelheft März/April 1953.

zwangsweisen Verschickung und Verlagerung der Bevölkerung in die jeweiligen Produktionsschwerpunkte, des Eingriffes in die westlichen Kernräume durch den Staat, bzw. die Partei. Immer mehr erfolgte eine Verlagerung der industriellen Schwerpunkte in den Raum östlich vom Ural. Dieses Gebiet wird mit der Schaffung großer Kombinate Kern eines neuen Wirtschaftsraumes. Die ursprüngliche Konzentration der industriellen Produktion an einzelne Standorte wird in den letzten Jahren aus strategischen Gründen ersetzt durch eine größere Auflockerung der Standorte.

Der Schwerpunkt der sowjetischen Industrialisierung liegt in der Produktionsgüterindustrie. Sie dient in erster Linie der Befriedigung der Kollektivbedürfnisse unter bewußtem Verzicht auf die Privatbedürfnisse, daher gleichzeitig mit der hochentwickelten Durchindustrialisierung ein weiter bestehender Mangel an Konsumgütern.

Autarkie und Loslösung von Europa schweben als Ziel vor Augen; auf internationale Arbeitsteilung wird bewußt verzichtet. Für die Industrieproduktion der Sowjetunion ist weiter charakteristisch, daß es zwar eine Krise des Mangels, aber nicht eine Krise der Ueberproduktion wie in der westlichen Freiwirtschaft gibt; ferner, daß die Menge vor der Qualität steht. Die Sowjetwirtschaft leidet unter dem Mangel an qualifizierten Arbeitskräften bei gleichzeitigem Ueberangebot an unqualifizierten Arbeitern, an dem Niedergang der Qualität, an der ungünstigen Kostenverteilung. Bei der Gesamtbeurteilung dieser durchorganisierten Wirtschaft dürfen (nach Raupach, Braunschweig) nicht die Maßstäbe des westlichen liberalen Gleichgewichtsdenkens herangezogen werden, sondern es müssen die Kosten- und die Standortprobleme aus dem Kreislaufdenken heraus kritisch ins Auge gefaßt werden. Wenn auch Schwierigkeiten in der Standortfrage, in dem Mangel an Konsumgütern bestehen, so ist doch derzeit mit einer fortdauernden Stabilität des sowjetischen Wirtschaftssystems zu rechnen und eine Katastrophenauffassung als unwissenschaftliches Wunschbild anzusehen.

Der agrarische Produktionssektor: Kolchosierung.

Das Kolchossystem stellt einen integralen Bestandteil des sowjetischen Wirtschaftssystems dar. Die wesentlichen Antriebe zur Großkolchosenbildung sind darin zu suchen, daß sich die Sowjets ihres Lebens und ihrer Macht so lange nicht sicher fühlen, so lange sie nicht den früheren individualistischen Typus des Bauern liquidiert haben. Tatsächlich hat sich die ost- und die südosteuropäische Landwirtschaft bis heute trotz des weitgehenden Einbruches der Industriewirtschaft in die Agrarwirtschaft am stärksten der Kollektivierung entzogen. Da die Bildung von Großkolchosen eine nicht schwer durchzuführende organisatorische Maßnahme darstellt, war diese Umformung ziemlich rasch durchgeführt und erfaßte gegen 50 % der bäuerlichen Landwirtschaft. Diese kollektivierten Betriebe stellen insoweit keine selbständige Wirtschaft dar, da sie von den Maschinenstationen abhängig sind. Hinsichtlich der soziologisch-psychologischen Auswirkung der agrarischen Kollektivierung auf die Entstehung eines neuen Typus des bäuerlichen Menschen zeigen die Beobachtungen während des letzten Krieges, daß die Auswirkungen nicht so groß sind, daß die Umstellung vom bäuerlichen zum städtischen Typ nicht so stark ist wie man erwartet hätte.

Die Gründe liegen darin, daß der Hof als Einheit des Lebensbereiches durch die Kollektivierung gar nicht berührt wurde und weiter von Bedeutung geblieben ist, daß die Zahl der Gehöfte nicht zurückgegangen ist, damit das Gerippe des Dorfes erhalten geblieben ist. Die Tradition, die Bindung an den Boden, der bäuerliche Instinkt, die familiären Bindungen stellen also auch hier das stärkste und dauerhafteste Element der Gesellschaft dar. Die wirtschaftliche Anpassung an die neuen Verhältnisse hat sich nur sehr langsam vollzogen.

Was die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Kolchossystems betrifft, so müßten theoretisch die Möglichkeiten infolge der Verwendung der technischen Mittel (Maschinen, Samenveredelung usw.) sehr groß sein. Wenn auch die praktischen Ergebnisse der letzten 20 Jahre noch kein entsprechendes Bild geben, so ist doch (nach Schiller, Stuttgart) ein gewisser Fortschritt der Produktion festzustellen, eine stärkere Einstellung auf Getreidebau, besonders Fruchtbau, eine gewisse Vorratswirtschaft, wodurch Hungersnöte in letzter Zeit nicht so zur Auswirkung gekommen sind. Aber für den einzelnen Beteiligten des Kolchosbetriebes sind einstweilen keine wesentlichen Auswirkungen festzustellen. Vom Standpunkt der Produktivität aus stehen wir heute noch immer vor der Tatsache, daß eine sowjetische Kolchosfamilie nur eine Familie der Stadtbevölkerung ernährt, dagegen eine amerikanische Farmerfamilie drei städtische Familien, daß also der Grad der Produktivität im Kolchossystem noch wesentlich geringer ist.

Die wirtschaftliche Sowjetisierung der Satellitenländer ging teils ähnliche Wege wie in der Sowjetunion, teils nahm sie eine verschiedene Entwicklung. Die Umwandlung der Wirtschaft, die Verstaatlichung der mittleren und kleineren Industrie und des Handels, die Durchführung der Devise: Produzieren um jeden Preis, die Herabsetzung der Produktion der Konsumgüter usw., wurde rein rationalistisch und autoritär durch Fachleute durchgeführt, die an den sowjetischen Experimenten Erfahrungen gesammelt hatten, wobei die erste sowjetische Periode übersprungen wurde. Die NEP-Periode mit der kurzfristigen Planung erscheint in den Satellitenländern abgeschlossen, die Entwicklung von 1950 entspricht hier ungefähr der Entwicklungsphase von 1928—1930 in der Sowjetunion. Man geht jetzt über zur Neuordnung und langfristigen Planung. In dem methodischen Vorgehen ist hier insoweit ein Unterschied festzustellen, daß man vom Anfang an zu radikale Maßnahmen vermied, vor allem einen Frontalangriff gegen das Bauerntum, sondern daß man mehr mit der Taktik der kalten Revolution, mit dem Aushöhlungssystem gegen die „faschistischen" Einrichtungen und Länder operierte, daß man durch Aufsplitterung des bäuerlichen Besitzes Dorfarmut schuf, um Kräfte frei zu bekommen, die man für die Revolution einsetzen könnte. Die neue Agrarreform wirkte sich in den Ländern, in denen im 19. Jahrhundert die Agrarreform nicht zur Durchführung gekommen war und Latifundien verblieben waren, wie z. B. Mecklenburg, Ungarn, stärker aus, dagegen in den anderen Ländern weniger. Das Ergebnis in den Satellitenländern ist, daß nach den Kollektivierungsversuchen Versorgungsschwierigkeiten eintraten, andererseits Schwierigkeiten mit der Freisetzung der nötigen Arbeitskräfte für die Industrialisierung, die heute in den Satellitenländern ungefähr in der Situation steht wie in der Sowjetunion

in den Jahren 1938/39. Durch die Uebertragung des Prinzips der wirtschaftlichen Souveränität auf die Gesamtheit des von den Sowjets beherrschten Raumes wird eine wirtschaftliche Integration bisher auseinanderstrebender Teile der Satellitenländer (z. B. Böhmen-Slowakei, alt- und neurumänische Gebiete) untereinander und in ihrem Verhältnis zum sowjetischen Wirtschaftsraum erreicht, andererseits versucht, das Gewebe der Nationalitäten und ihrer historischen Antagonismen in diesen Räumen durch die „progressive Gesellschaft" zu beseitigen.

Mit dem organisatorischen Umbau der Wirtschaft in den ost- und südostpeuropäischen Ländern trat auch das Verhältnis Sowjetwirtschaft-Weltwirtschaft in eine neue Phase. Die Wirkung der sowjetrussischen Industrialisierung führte zu einer Desintegration. Die großraumwirtschaftliche Entwicklung zu einem Wirtschaftsblock führte zu einer Aufteilung der Arbeitsaufgaben innerhalb dieses Wirtschaftsblockes, zu einer Ostorientierung der Handelsbeziehungen. Der Außenhandel mit dem Westen ist z. B. in der Ostzone auf 15 % zurückgegangen. Gegenüber der früheren Außenhandelsdevise; Getreide hinaus — Konsumgüter herein, trat seit 1930 die Devise: Güterimport für den Ausbau der Industrie. Da die Satellitenländer in den letzten Jahren selbst größere Aufbauprogramme stellten, ist die Sowjetunion gezwungen in die Satellitenländer hineinzupumpen. Allerdings will die Sowjetunion kein Risiko in dieser zweiten Kollektivisierungsperiode (5-Jahresplan 1949/50—1954/55) eingehen.

Grundsätzlich ist noch festzustellen: In der materialistischen Auffassung und dem System des Sowjetismus ist das Oekonomische, ein Leitgedanke der staatlichen und politischen Entwicklung, die sozialökonomische Struktur die Grundlage der weiteren politischen Willensbildung. Das wirtschaftliche Handeln wird soziologisch motiviert. Das primäre Ziel des Marxismus ist ein soziales, nämlich die soziale Umschichtung des Volkes, nicht ein ökonomisches. Die politisch-soziologischen Ziele stehen vor den ökonomischen. Wenn Marx als ursprüngliches Ziel Freiheit und Würde des Menschen hinstellt, so führte allerdings die soziale Umgestaltung im Sowjetismus, die eine Wirkung eines bewußten Wollens darstellt, zu einer tatsächlich weitgehenden Versklavung des Menschen.

Man kann bei der Sowjetwirtschaft eigentlich nicht mehr von einer Planwirtschaft als Charakteristikum sprechen, sondern besser von einer Zielwirtschaft. Entscheidend ist nämlich, welches Ziel jeweils maßgebend ist. Für den Stalinismus war die gesamte Wirtschaftsplanung der Sowjetunion nur ein Instrument der Politik, so daß (nach der Auffassung Raupachs) das Wort Sozialismus eigentlich nicht mehr am Platze ist und daß der Kommunismus eigentlich zu einer Betriebsanweisung geworden ist. Für das Tempo der Kollektivierung in den einzelnen Ländern ist die Stärke der Positionen der KP in den betreffenden Ländern maßgeblich.



John Foster Dulles (rechts) **und sein Bruder Allan Welsh Dulles**
(Aus „Europe-Americque" Nr. 391/52)

JOHANN von LEERS:

John Foster Dulles

Er wohnt 72 East 91st Street in New York, ein immer noch gut aussehender Herr — Mr. John Foster Dulles, jetzt 64 Jahre alt, der Mann, den sowohl Senator Taft wie Gouverneur Dewey, also die beiden Leiter der rivalisierenden „Rechten" und „Linken" in der Republikanischen Partei gefördert haben — und den außerdem die großen Banken von Wallstreet fördern. John Foster Dulles ist persönlich ein sehr wohlhabender Mann, vielleicht der höchst bezahlte Anwalt der USA, hat eine gepflegte Sprechart (seine Feinde behaupten, er spräche geradezu Englisch, nicht Amerikanisch) und ein ausgesprochenes Verhandlungsgeschick.

John Foster Dulles ist der Bruder von Allen Welsh Dulles, der während des Krieges von der Schweiz die nordamerikanische Spionage gegen Deutschland geleitet hat. Dieser war ein verbohrter Hasser des Nationalsozialismus und im Grunde wohl des deutschen Volkes überhaupt. Als Nachrichtenchef hat er seine Sache für sein Land gut gemacht, vorsichtig, überlegt, geschickt — daß jene deutschen Verräter, angefangen bei von Schultze-Gävernitz, der Amerikaner wurde und gegen das Land seiner Vorfahren spionierte, über die ganze Gruppe der sogenannten „Brecher" (breaker), die dem deutschen Volk das Rückgrat brechen sollten, bis zu dem ehrlosen Reichsverräter Gisevius ihm zulief und wichtigste Informationen zutrug, war mehr sein Glück als sein Verdienst. Aber er hat jedenfalls die Trüffeln geschickt für seine Sache verwandt, die diese Trüffelschweine für ihn aufwühlten.

John Foster Dulles hat einige Charakterzüge ähnlich denen seines Bruders — ruhiges Abwarten, etwas Fuchsartiges oder Jägerhaftes im Beob-

achten des Gegners, eine geschmeidige Energie. Aber er ist geistig vielseitiger als sein Bruder, kaum irgendwie Ideologe, fähig — was bei Nordamerikanern nur selten vorkommt — sich in die Art anderer Menschen zu versetzen.

Von seinem Vorgänger Dean Acheson trennt ihn fast alles — Acheson war „links gewickelt", ein Schüler Felix Frankfurters und bewußter, raffinierter Vorkämpfer einer anmaßenden diktatorischen linken Demokratie, die auch ein Zusammengehen mit dem Kommunismus und anderen „fortschrittlichen" Kräften nicht scheute. John Foster Dulles ist — allerdings im rein amerikanischen Sinne — eher als „rechts gewickelt" anzusprechen: er ist der Anwalt des großen Kapitals, der Wallstreet-Banken, der für den Kommunismus, überhaupt für alles, was soziale Revolution bedeutet, nur erklärte Abneigung hat. Selbstverständlich hat auch er seine Bindungen zum Judentum — wer könnte in USA an einer führenden Stelle stehen, der nicht der erklärten Herrenrasse irgendwie befreundet ist? Wer könnte als „Antisemit" etwa erfolgreicher Anwalt in der Wallstreet sein, das Vertrauen der großen jüdischen Finanzmänner ebenso wie der nichtjüdischen zu genießen? Aber sicher ist, daß auch seine jüdischen Freunde dem saturierten, assimilierten Großbürgertum unter den Juden in USA angehören, während Dean Achesons Mitarbeiter zum großen Teil den „Miesen", dem kleinen, halbrevolutionären jüdischen Intellektuellentum, zum Teil einfach der roten „Intellektuaille" entstammen. Hier, in seiner Zurückhaltung gegenüber jeder sozialen Reformbewegung und seiner Rücksicht, die auch er auf Männer des jüdischen Großkapitals immer nehmen wird, liegt die ungeschriebene Grenze, die für die nationalen Befreiungsbewegungen in Europa im Verhältnis zu dem neuen U.S.A.-Kanzler sich ergeben wird.

Aber Dean Acheson war aktiver Antifaschist, wenn auch in seiner letzten Zeit ein stark verhinderter — John Foster Dulles ist weder „anti" noch etwa gar „pro", sondern ein nüchtern abwägender Interessenvertreter der USA, so wie sie die alte Schicht, das Großbürgertum, wünscht.

Dean Acheson hatte einen merkwürdigen Zug zum Kleinbürgerlichen — in seinem Heim hat er eine Art kombinierte Tischler- und Mechanikerwerkstatt und bastelt in seiner freien Zeit darin herum; trotz einer gewissen Belesenheit ist sein Heim fast stillos, seine geistigen Interessen völlig einseitig auf linke Literatur gerichtet. Er ist im Grund ein Bohemien und nur als Großstädter denkbar. John Foster Dulles fliegt jeden freien Tag, den er sich machen kann, auf seinem kleinen Sportflugzeug weg von New York auf das Land, auf seinen Landbesitz tief im kanadischen Wald und Busch, wo er fischt, jagt und nachmittags und abends in seiner sehr erlesenen Bibliothek liest. Er ist im Grund trotz seines städtischen Berufes ein Herr vom Lande — wenn auch im angelsächsisch-nordamerikanischen Stil.

Er ist als junger Mensch zuerst mit 19 Jahren im Rahmen der nordamerikanischen Delegation im Jahre 1907 auf der von Zar Nikolai II. von Rußland inaugurierten Friedenskonferenz in den Haag aufgetreten. Er hat also noch das glückliche, sinnvolle Europa vor dem Ersten Weltkrieg bewußt erlebt, ehe es von Kommunismus und Demokratie ruiniert wurde. Er war schon in der Finanzpolitik tätig, wenn auch noch als Anfänger, zur Zeit, da der kluge alte Präsident Taft die USA regierte — der letzte Präsident, der sich an die Monroe-Doktrin wirklich hielt. Sein Nachfolger Wilson soll-

te dann mit seinem bösartigen Kreuzzug „to make the world safe for democracy“ das Volk der USA in die Verstrickungen der europäischen Politik hineinreißen, die ihn bisher schon Hunderttausende von Toten gekostet haben — und noch mehr kosten werden. Es ist aus jener Zeit eine Aeußerung des alten Geheimrates Kriege vom Deutschen Auswärtigen Amt, dem juristischen Kopf der damaligen kaiserlich deutschen Delegation, überliefert, der gesagt haben soll: „Dieser junge Amerikaner hat wahrscheinlich eine große Zukunft — er hat juristisches Denkvermögen, sieht gut aus und hat für einen Amerikaner überraschend gute Manieren.“

1911 trat John Foster Dulles in die alte Rechtsanwaltfirma Sullivan & Cromwell in New York ein, die heute 21 erstklassige Anwälte beschäftigt und deren Seniorchef er heute ist, und seit Jahrzehnten das Vertrauen der New Yorker Bankwelt genoß. Es war auch daher immer ein hochpolitisches Haus - der alte Cromwell war z. B. der leitende Kopf hinter der sog. „Revolution“ von Panama, die dieses Land von Kolumbien losriß und den USA es ermöglichte, den Franzosen die Aktien der Panama-Kanalgesellschaft abzudrücken. In Lateinamerika war mehr als einmal der Geiergriff dieser Firma der herrschsüchtigen Wallstreet hart spürbar. John Foster Dulles verstand es früh — und das hat seinen raschen Aufstieg in der Firma wesentlich gefördert — auf dem Instrument der Presse zu spielen. Seine Feinde wollen wissen, daß manch ein Finanzskandal nie die Oeffentlichkeit erreichte, wenn man rechtzeitig Sullivan & Cromwell und den energischen jungen Foster Dulles interessierte. Nach dem Brauch der kapitalistischen Führungsschicht der USA wurde er immer wieder in die Staatsverwaltung „abgegeben“ und konnte dort reiche Erfahrung sammeln. Im Jahre 1917 vertrat er das State-Department in Zentral-Amerika, 1919 war er Finanzberater der USA bei der Vorbereitung des Friedensdiktates von Versailles unter Wilson; 1924 zog ihn Dawes zur Vorbereitung des Dawesplanes heran. Er wurde — neben seiner Beeinflussung der Presse — vor allem Fachmann und Vertrauensmann für ausländische Finanzstabilisierungen. Engherzig in politischer Hinsicht war er nicht. Im Jahre 1917 brachte er die Finanzen Polens in Ordnung (soweit polnische Finanzen der Ordnung fähig sind) und stützte damit den alten Marschall Pilsudski. Nun war dieser alte Held seines Volkes ganz gewiß aber kein „Demokrat“. Das hinderte John Foster Dulles nicht, ihm seine volle finanzielle Unterstützung zu gewähren. Er regulierte aber auch wichtige finanzielle Fragen mit Dänemark, Chile, Uruguay (dessen Ueberleitung aus der britischen in die nordamerikanische Einflußsphäre sein Werk ist), Finnland (dem er viel Sympathie schenkte), Kolumbien, China (wo seine Finanzpolitik, um deren Erträge ihn der unselige Flachkopf Truman und die kommunistisch infiltrierte USA-Außenpolitik brachte, eine besondere Studie verdient). Im Laufe seiner Tätigkeit wurde er immer mehr zum Interessenvertreter der Morgangruppe, aber auch der Rockefellers (wobei er sich den linken Flügel der mächtigen Familie auf Distanz hielt), hat gute Verbindungen zur Schroederbank, von da auch zur Anglo-Iranien Oil (so ist Mossadegh nicht sein Freund, und Kenner glauben, daß seit seiner Berufung an die Spitze des State Departments der Widerstand des Schah Riza Khan Pehläwi gegen den allmächtigen Premier des Iran an Kraft zugenommen hat). Ueber die „General American Investors Corporation“ arbeiten Sullivan & Cromwell dann auch mit

zahlreichen anderen Bankgruppen zusammen, vertreten vor allem aber die große Rüstungsindustrie der Du Pont und US Steel Corporation.

Nach dem Kriege von 1939—45 wurde John Foster Dulles Generalberater der nordamerikanischen UNO-Delegation, beriet dann den USA-Außenminister Byrnes auf den Konferenzen in Paris und London, soll auch eine Zeitlang General de Gaulle gefördert haben, weil er von ihm sich eine Stärkung des Kampfes gegen den bolschewistischen inneren Vormarsch in Frankreich versprach — erst die unheilbare politische Eselhaftigkeit des „langen Spargels“ veranlaßte ihn dann, sich wieder zu distanzieren. Er war es auch, der die Währungsumstellung Oesterreichs patronisierte — ohne viel Rücksicht auf ihre sozialen Opfer.

Sein Vater war Geistlicher. Er selber bezeichnet sich als aktiven Christen — auch hierin ein echter Vertreter der nordamerikanischen Großbourgeosie, unter deren Kopfkissen Bibel und Scheckbuch treu vereint schlafen. Es mag ihm leicht bitter gewesen sein, daß die „Züricher Weltwoche“ ihm schon 1947 bescheinigte: „Christlicher und brüderlicher Geist wird in kapitalistischen Ländern nur sehr wenig demonstriert und am wenigsten in der Wallstreet, wo John Foster Dulles sein Anwaltsbüro hat. Wenn es jemand gibt, der in das innerste Triebwerk und die Methoden des internationalen Kapitals Einblick hat, dann ist es dieser Mann.“ —

Während des Zweiten Weltkrieges war er ein entschiedener Gegner der Invasion und Zweiten Front in Europa, weil er hoffte, die Sowjetunion werde erliegen, Deutschland aber so geschwächt sein, daß es auf einen für USA günstigen Frieden eingehen werde. Er trat für die Unterstützung Südkoreas ein, setzte durch, daß mit Japan wirklich Frieden geschlossen wurde und förderte den Pazifikpakt.

Wir dürfen uns nicht in überholten Gedankengängen festhalten lassen. Mit der Ersetzung Dean Achesons durch John Foster Dulles ist ein grundsätzlicher und sehr entscheidender Wechsel in der amerikanischen Außenpolitik eingetreten. An der Stelle eines linken Intellektuellen steht ein altliberaler Großbürger und Anwalt der großen Finanzwelt. Jetzt wird Moskau gegenüber Realpolitik gemacht. Gleich in seiner ersten Rede sagte er: „Wir haben Feinde, die unsere Zerstörung planen. Diese Feinde sind die kommunistischen Russen und ihre Verbündeten in anderen Ländern ... die kommunistische Partei in unserem Lande ist Teil einer riesigen Konspiration, um unsere Regierung mit Gewalt zu stürzen. ... Jeder Nordamerikaner, der sich über diese Gefahr nicht klar sein will, ist wie ein Soldat, der auf Wache schläft. Wir müssen dieser Gefahr gegenüber wach bleiben.“

Was bedeutet das für uns? John Foster Dulles ist kein „Pro-Faschist“, wie ihn die kommunistische und die Türöffner-Presse verschreit. Er ist der letzte „große, alte Mann“, den das Bürgertum alten, liberalen Stils zum Kampf gegen den Kommunismus herausstellt. Er tritt dem Kommunismus gegenüber als Anwalt der bürgerlichen Ordnung. Für diesen Kampf braucht er Truppen. Mit seiner Geisteswelt-Herrschaft der kapitalistischen Schicht, Christentum, Demokratie — ist in Europa kein Feuer der Begeisterung zu entzünden. Es sind Werte, die vielleicht noch beharrend, nicht mehr anfeuernd wirksam werden und einen schweren Krieg nicht tragen können. Also wird er, je mehr er an eine Klärung der Weltlage heransteuert, mit den Kräften der nationalen Erneuerung paktieren müssen.

VICTOR DE LA SERNA:

Einem „Umerzogenen" ins Stammbuch

In der spanischen Zeitung „ABC" schreibt der große spanische Journalist und erprobte Freund Deutschlands Don Victor de la Serna einen offenen Brief „an einen deutschen Journalisten", dessen Namen er nicht nennt, der aber einst „sich für Führer und Reich einsetzte", heute aber „umerzogen" sich zum Diener der vom Feind aufgezwungenen „Demokratie" macht und sich in „Antifaschismus" und tendenziöser Berichterstattung gefällt. Wir geben dies vor allem deshalb wieder, weil viele Deutsche glauben, mit einem „Bekenntnis zur Demokratie" sich die Achtung des Auslandes zu erwerben.

Lassen wir Don Victor de la Serna das Wort: „Gestatten Sie, geschätzter Kollege, daß ich Ihnen vor allem anderen eine Erklärung mache, die Sie als Zeitungsmann und als Deutschen, verblüffen wird: ich habe kein Archiv. Ich habe dafür ein gewaltiges auswählendes Gedächtnis, das sich auf alles Politische richtet, und hebe darin die Ereignisse auf, die nach wenigen oder vielen Jahren sich auf die öffentliche Geschichte unserer Tage oder auf meine persönliche Geschichte auswirken. Dadurch kommen mir bunte Themen für die Zeitung in die Hände, an denen ich meinen Spaß habe. Manchmal, wenn meine Vaterlandsliebe (dieses für manche Menschen unserer Zeit so überholte Gefühl) verletzt wird, bringt es mich auf. Und wenn meine Stellung als Europäer berührt wird, so setze ich mich hin, um zu schreiben. Das ist jetzt der Fall und Sie sind es, der mein auswählendes Gedächtnis erregt und mir das Thema für die Zeitung liefert, von dem wir einmal sehen wollen, ob es lebendig wird oder nicht.

Sie haben sich nicht mit mir beschäftigt, aber mit meinen Freunden, die vor zehn Jahren auch Ihre Freunde waren und heute keine Waffen haben, um sich zu verteidigen. Sie haben sie angegriffen — und nicht einmal von vorne angegriffen. Von der Seite haben Sie auch Spanien angegriffen. Sie haben in mehreren Artikeln Ihre Landsleute, unsere Gäste, die ehrenhaft bei uns arbeiten, wie hysterische Abenteuerer dargestellt, die in Uebereinstimmung mit uns oder mit unserer Genehmigung gegen ich weiß nicht was für Ihnen wertvolle politische Neigungen sich verschwören. Sie haben gehöhnt über gewisse Gruppen, zu denen Sie selbst mit unverhülltem Stolz gehört haben, als die deutschen Waffen noch den größten Raum in Europa beherrschten, den je eine Nation unter sich hatte — von Narwik nach Kreta und von der Bidassoa bis zur Wolga. Dazu fühlten Sie sich gedrängt, Witze über spanische Fürsten der Vergangenheit zu machen. Wären Sie einer jener „mit dem Fallschirm abgesetzten" Zeitungsleute der Westzone, würde ich Ihnen gar nicht antworten. Aber Sie sind ein angesehener Zeitungsmann, geformt durch den Nationalsozialismus und „Vorposten" des Wilhelmsplatz, wo unser gemeinsamer und unglücklicher Freund Goebbels Ihnen ein damals verdientes Lob gespendet hat. Sie waren das Prunkstück der deutschen Zeitungsmannschaft in Madrid, und nicht alle Ihre Kameraden waren zugelassen zum Allerheiligsten der nationalsozialistischen Rechtgläubigkeit. Sie waren aber zu der Ehre zugelassen, ihr Blut für Europa im Osten zu vergießen, und einige wenige sind durch Stacheldrahtrollen und bolschewistische Bayonette durchgeschlüpft, endlich nach Madrid gekommen und arbeiten hier bescheiden.

„Dulce et decorum est pro patria mori". Könnten Sie sehen, wie ergreifend schön es für mich war, diesen Vers von Horaz in chinesischer Tinte auf dem Koppel von Karl Boehmer zu lesen. Mit diesem Vers auf seinem Koppel haben wir, am 19. August 1942, Zühlsdorff und ich, ihn in Krakau begraben. Er sprach zu uns von Ihnen mit Bewunderung ... Sie können die herzliche Umwelt, in der die früheren deutschen Kriegsteilnehmer mit uns leben, nicht wie eine Schule von „condottieri", wie eine Pirateninsel darstellen, wo man sich heimliche Zeichen gibt und Spitzelzettel zusteckt. Ich hätte es wirklich vorgezogen, falls Sie schon Gründe

hätten, dies so zu sehen, wenn Sie von vorn angegriffen hätten und sich einer anderen Antwort dargeboten hätten.

Wahrscheinlich wünschen Sie einen würdigen Platz in der neuen Welt der Beziehungen einzunehmen, die sich im Zeichen eines Infanten von Spanien zwischen Bonn und Madrid anknüpfen. Dafür aber werden Sie sich bemühen müssen, einige Grundsätze zu verstehen, ohne deren praktische Ausübung wir spanischen Zeitungsmänner unsere Freundschaft nicht gewähren. Wir sind seit jeher gewöhnt, daß unsere deutschen Freunde diese Prinzipien vorbildlich erfüllen. Anders verstehen wir sie auch nicht.

Gehen Sie das Telefonbuch von Madrid durch, so werden Sie bei Gelegenheit immer wieder auf deutsche Namen stoßen. Das sind die deutschstämmigen Patrizier der Hauptstadt Spaniens. Einige dieser Namen sind in die Geschichte und die Straßenecken eingegraben — Namen spanischer Dichter, Bankiers des Kaisers, Heerführer, die die spanischen Waffen zum ersten und letzten Seesieg des Westens über den Osten geführt haben: Hartzenbusch, Fúcar (Fugger) Don Juan d'Austria. Erstreben Sie bei uns eine ähnliche Ehre oder achten Sie wenigstens diejenigen, die ihrem Weg gefolgt sind und die, nachdem sie die Welt durch ihre Tapferkeit und ihre Leistungen in Erstaunen gesetzt haben, in Frieden unter der Sonne des Südens leben möchten. Stellen Sie uns diese Menschen nicht als Räuber dar und lassen Sie uns Spanier aus Ihren „Geschichten" aus, die wir mit unserer Treue zu Europa und mit etwas Asche der Deutschen von der Legion Condor auch den Frieden und den Schlaf von Ihnen innerhalb des „Limes ibérica" bewachen.

Machen Sie das europäische Zeitungswesen, das Sie zu machen verstehen. Ihre Bemühungen, sich neuen Stilen anzupassen, haben Sie noch nicht für die unnachahmliche und geniale Schwindelhaftigkeit eines Zeitungswesens befähigt, der in den „Weeklies" der Neuen Welt beheimatet ist, aber der nicht zu den ernsten gotischen Spalten deutscher Zeitungen paßt. Lassen Sie doch „jene" mit ihrer Plumpheit, die ja nicht der Grazie der Jugendlichkeit entbehrt, in jenem Stil mit den Werten Europas herumfuhrwerken. Bei „ihnen" kommt es nicht darauf an. Sie gehen aus zum Papst in „Shorts", und der Papst, gewöhnt an alle Verrücktheiten der menschlichen Bekleidung, lächelt und segnet sie.

Aber Sie und ich, wir haben einen Frack ... Sie verstehen mich, Kollege.

Freiheit für Nordafrika

Seit Jahrtausenden gehört die Sympathie und die Unterstützung aller freiheitsliebenden Menschen dem Kampf eines Volkes für seine Freiheit — und zahllos sind die Beispiele, wo sich Angehörige freier Nationen mit ihrem Gut und Blut in den Dienst solcher Befreiungskämpfe gestellt haben.

Es ist vielleicht eines der traurigsten Zeichen unserer Zeit, daß der Ruf der Freiheit nicht mehr jenes Echo findet, wie früher, wo die Männer aller Völker einig in dem Schwur waren „Lieber tot, als Sklave!", während heute der Drang nach „Sicherheit", nach materieller Besserstellung allzu oft stärker ist, als der Wille zur Freiheit. — Vielleicht ist diese Degenerierung des Freiheitswillens daran schuld, daß sich in der UNO das schmähliche Schauspiel ergab: daß die Völker des Westens sich abseits hielten von dem Freiheitskampf der Araber gegen den französischen Imperialismus, ja in ihrer Mehrheit sogar auf die Seite dieses Imperialismus traten — einschließlich der Nation Washingtons und Jeffersons! —

Dabei ist die moralische, die legale und die politische Lage ebenso klar, wie einfach: Frankreich hat im Jahre 1881/83 mit Waffengewalt den Bey von Tunis gezwungen, die „Schutzherrschaft" Frankreichs über sein Land anzuerkennen — der gleiche französische Imperialismus hat das gleiche blutige Schauspiel dann 1912 mit Marokko wiederholt.

Diese mit Waffengewalt den arabischen Staaten Tunis und Marokko (ebenfalls Algerien, das aber im Gegensatz hierzu direkt in Frankreich eingegliedert wurde, also sei-

nen eigenstaatlichen Charakter verlor) aufgezwungene Abhängigkeit wollen nunmehr die arabischen und berberischen Völker Nordafrikas abwerfen oder wenigstens in einer Weise modifizieren, die einigermaßen im Einklang steht mit den Forderungen der Demokratie, der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts der Völker.

Frankreich aber weigert sich hartnäckig, diese berechtigten Forderungen zu erfüllen und hat ein blutiges Terrorsystem in Nordafrika aufgerichtet, das an die gemeinsten Zeiten des Kolonialzeitalters erinnert: die Zahl der von den Franzosen getöteten und verwundeten Araber wird allein für das Jahr 1952 auf ca. 1.200 geschätzt; die Zahl der Verhafteten auf mehr als 15.000, wofür Frankreich eigene Konzentrationslager eingerichtet hat. Die gesamte Führung der Freiheitsbewegung in Tunis und Marokko befindet sich entweder in diesen Konzentrationslagern oder im Gefängnis, darunter in Tunis alle arabischen Mitglieder der legalen Regierung, soweit sie nicht zufällig gerade im Ausland waren.

Mit Mord, Terror, Ausnahmezustand — mit einem Truppenaufgebot von Senegalesen und (deutschen) Fremdenlegionären werden die Araber und Berber niedergehalten, ihre tapferen Vorkämpfer ausgerottet oder ausgeschaltet — und die Welt schweigt dazu!! Die Welt, vertreten durch die UNO, lehnt es sogar ab, Frankreich aufzufordern, entweder in direkte Verhandlungen mit dem Bey von Tunis und dem Sultan von Marokko einzutreten, um das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf Tunis und Marokko (und Algerien) auszudehnen, nachdem man es — mit Recht — den Arabern der einstigen italienischen Kolonie Tripolitanien eingeräumt hat.

Besonders schmerzhaft muß jeder gerecht denkende Mensch die Haltung der amerikanischen und der westdeutschen Regierung empfinden: die amerikanische Regierung hat durch ihren Delegierten Dr. Jessup (den bekanntlich Senator McCarthy seit Jahr und Tag als „fellow traveller" angreift!) g e g e n die Forderungen des arabisch-asiatischen Blocks Stellung genommen — unter Berufung auf jene so blutig erzwungenen „Verträge" von La Marsa und Fez, deren „Heiligkeit" die Franzosen mit Maschinengewehren beweisen.

Was aber die westdeutsche Regierung anbelangt, so muß jeder Deutsche die Nachricht der NEW YORK TIMES, daß „10.000 mit Panzern bewaffnete Fremdenlegionäre die Stadt und Umgebung von Casablanca besetzt haben" als einen Faustschlag ins Gesicht empfinden, daß Bonn noch immer die Rekrutierung deutscher Jungens für die französische Fremdenlegion duldet! — Zehntausende dieser Opfer des französischen Imperialismus verbluten in Indo-China — weitere Zehntausende werden als Henkersknechte beim Kampf gegen die Araber eingesetzt — aber Bonn wagt es nicht, dieser Schande ein Ende zu machen!

Wohl kann sich Bonn damit verteidigen, daß ja auch Westdeutschland selber — in den unvergeßlichen Worten der NEW YORK TIMES — „eine Kolonie, bestenfalls ein Protektorat mit beschränkter Selbstverwaltung" ist; aber selbst dann steht der Bonner Regierung der Ausweg offen, den gerade der amerikanische Kongreß ihm gewiesen hat: mit Wirkung vom 20. Dezember 1952 verliert gemäß dem McCarran-Gesetz jeder Amerikaner automatisch seine Staatsbürgerschaft, wenn er Waffendienst unter fremder Flagge leistet. (Die demokratische Schweiz bestraft dies bekanntlich sogar mit schweren Zuchthausstrafen!)

Eines jedenfalls ist gewiß: das deutsche Volk als solches (und jeder freiheitsliebende Mensch in der ganzen Welt — einschließlich Frankreich!) steht auf Seite der Araber und wünscht den Völkern Nordafrikas, von Marokko bis Aegypten, Freiheit und Unabhängigkeit und Gleichberechtigung!

Und erst diese Freiheit und Gleichberechtigung wird dann diese Völker zu Verbündeten und Freunden des Westens machen — gerade eben, um die gewonnene Freiheit und Unabhängigkeit nicht an einen neuen Imperialismus zu verlieren.

Das Weltgeschehen

Eine neue Phase?

„Teile und herrsche", war über Jahrhunderte hinweg gültiges Rezept des Kolonial- und Außenamtes Seiner Majestät in London. Wenn auch der Glanz des britischen Empire ebenso der Vergangenheit angehört wie das einst Dämonische seines Zerstörers Churchill, so scheint doch die Zauberformel des Imperialismus noch zugkräftig genug, um eine neue Phase im Weltgeschehen einzuleiten:

„Teilung der Interessensphären".

Vor genau einem halben Jahr, in Heft 11/VI brachten wir an gleicher Stelle, bezugnehmend auf eine Geheimkonferenz zwischen Churchill, Baruch und Gromyko, am 22. Juli 1952 in Downingstreet, zum Ausdruck, daß der dort diskutierte Plan die Teilung der Machtsphären zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion zugunsten der Hegemonie der Anonymen über die Welt und auf Kosten Deutschlands sowie des nationalen Chinas vorsah. Inzwischen hat das Uebereinkommen in Korea Eisenhowers angeblichen Freibrief für Tschiang-Kai-Schek als dasselbe enthüllt, was Marshalls Mission in China bezweckte: Auslieferung an den Kremlschergen Mao Tse Tung durch Abzug der siebenten Flotte aus den Gewässern um Formosa, was der Preisgabe National-Chinas gleichkommt. In der Tat hat Eisenhower in seiner letzten großen Rede die nationalen Chinesen mit keinem Wort erwähnt. Es ist ganz gleichgültig, ob eine bestimmte Gruppe der republikanischen Parteigänger des US-Präsidenten „Asia first" ruft, oder ein anderer Sektor des Kongresses „Europa first" propagiert. Das Ergebnis wird sich in beiden Fällen erschreckend ähnlich sein. Warum? Weil Eisenhowers Hintermänner dieselben sind, die Roosevelts Kriegsabenteuer gegen Deutschland schürten, Trumans pathologisch-kriminellen Zionistenkurs festlegten und Ziele verfolgen, die Jalta und Potsdam dokumentieren. Die Ernennung eines notorischen Morgenthau-Anhängers zum amerikanischen Oberkommissar in Deutschland sollte darüber wenig Zweifel lassen. — Von Bernard Baruch, eifrigstem Verfechter des alten und neuen Morgenthau-Kurses, berichtet „New York Times" am 14. Juni 1952, daß seine Beziehungen zum damaligen Sowjetbotschafter in London, Gromyko, besonders freundschaftlicher Natur gewesen seien. Derselbe Gromyko ist nun vor wenigen Tagen zur Besetzung einer wichtigen Funktion bei Durchführung der sowjetischen „Appeasement-Politik", aus London kommend, als 1. Stellvertretender Außenminister in den Kreml eingezogen. Eine Neuauflage amerikanisch-sowjetischer Beziehungen mit verhängnisvollen Auswirkungen auf Deutschland liegt also durchaus im Bereich des Möglichen. „Europa-Briefe", geben in diesem Zusammenhang in Nr. 165 unter der Ueberschrift „Das andere Komplott" eine interessante Uebersicht, die ein Schlaglicht auf gewisse Vorgänge wirft, die der „neuen Phase" vorausgegangen sind. Das Blatt bezieht sich auf das Interview Stalins mit der „New York Times" kurz vor seinem Tode und schreibt: „Die derzeitigen Erscheinungen zwischen dem Stalin-Interview und der „Nazi"-Kampagne ergeben bei einer nüchternen Bewertung ihrer beabsichtigten oder zufälligen Wirkung und ihres zeitlichen Zusammenhangs beunruhigende Anhaltspunkte dafür, daß hier ein großes Spiel in Gang gekommen ist, das zumindest in seinen möglichen praktischen Resultaten den Interessen der Sowjets weit eher dienlich werden könnte als denen der westlichen Einheit." Und die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" schreibt am 31. 3. 53: „Ueberstürzt ist der britische Botschafter aus Moskau zum Foreign Office gebeten worden. Eigentlich hatte er schon vor Tagen nach Großbritannien abreisen sollen. Bisher erhielt er jedoch immer die Anweisung, zu warten. Warum? Ein Sprecher des Außenministeriums meinte lakonisch: Weil sich allerlei tue." — Man kann im Augenblick kaum sagen, welche Stellung die Großmächte bei erneuter Behandlung des deutschen Problems beziehen werden. Die Abgrenzung von Einflußgebieten, um die es bei den Verhandlungen letztlich geht, könnte einmal auf dem Wege der Verewigung der deutschen Spaltung, zum anderen aber auch durch die Schaffung eines neutralisierten, entmilitarisierten Gesamtdeutschlands erfolgen. Auf letztere Möglichkeit deutete schon im vergangenen Dezember der zionistische Bankier James E. Warburg mit einem Vorschlag an den US-Präsidenten hin. Danach sollte Deutschland

wiedervereinigt, durch eine kleine Revision seiner Ostgrenzen stabilisiert, gleichzeitig aber völlig entmilitarisiert und neutralisiert werden.

Auch über eine enge britisch-französisch-russische Zusammenarbeit in Frage der deutschen Zukunft liegen schon seit Monaten eindeutige Beweise vor. Man braucht gar nicht auf die Geheimverhandlungen französischer Politiker mit Sowjetdiplomaten in der Schweiz am Ende des vergangenen Jahres zurückgreifen. Daß die französische Armee und Marine am Tage der Beisetzung Stalins ihre Flagge auf Halbmast setzte, daß Staatspräsident Auriol beim traditionellen Neujahrsempfang des diplomatischen Korps den sowjetischen und polnischen Botschafter mit ganz besonderer Auszeichnung behandelte, daß Churchill auf die Nachricht, Stalin ränge mit dem Tode, seinen Privatsekretär zur Sowjetbotschaft sandte, um sein Mitgefühl zu übermitteln, ist für die englisch-französische Praktik des Doppelspiels symptomatisch. Sicherlich ist es kein Zufall, daß gerade eine amerikanische Nachrichtenagentur in einem Artikel „Unerwünschte Wiedervereinigung" berichtet, „Franzosen, Engländer und Sowjets hätten auf indirektem Wege oder über Dritte einander zu verstehen gegeben, daß sie alle die Ansicht vertreten, man solle sich nicht über die Wiedervereinigung Deutschlands einigen." D. h., während also die amerikanische Politik oder Abgrenzung von Interessensphären vorübergehend wieder ein neutralisiertes, entwaffnetes Deutschland fordern könnte, wäre es durchaus möglich, daß sich Frankreich und England auf der gemeinsamen Basis der Hintertreibung der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft" über ein geteiltes Deutschland hinweg mit den Sowjets verständigen. Auf jeden Fall, würde es der Machtherrlichkeit Adenauers ein Ende bereiten. Leider das einzig Positive für Deutschland

---

GROSSBRITANNIEN

Nachdem der britische Premierminister Churchill erst vor wenigen Monaten von einer US-Tournee nach London zurückkehrte und in New York weitaus länger mit seinem „old fellow" Bernard Baruch, als mit dem de jure Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington konferierte (auch Herr Adenauer versäumte es nicht bei seinem Befehlsempfang in Wallstreet bei „the elder statesman" Bankier Baruch Order zu parieren), soll nach den Krönungsfeierlichkeiten am 2. Juni ein neuer Besuch Churchills in den USA stattfinden. Die Mitteilung erfolgte drei Tage nach einem Zusammentreffen zwischen dem scheidenden Sowjetbotschafter Gromyko und Churchill. Die schon in der Einleitung zitierte „New York Times" v. 14. Juni hatte bei Berufung Gromykos nach London geschrieben: „Mr. Baruch gab heute bekannt, daß er an der Ernennung Gromykos zum Sowjetbotschafter in London überaus interessiert sei." Gromykos Abberufung wird in diplomatischen Kreisen Londons und Washingtons mit der Neuorientierung der russischen Politik in Zusammenhang gebracht und man vermutet, daß auch Eisenhowers außenpolitische Erklärung vom 16. April, vor dem Jahreskongreß der Zeitungsverleger, auf Wunsch Churchills und mit Hilfe Baruchs zustandegekommen ist. Churchill schloß sich deshalb am 20. April anläßlich einer Unterhausdebatte offiziell im Namen der englischen Regierung der Erklärung des Präsidenten Eisenhower an, in der dieser die Sowjetunion aufgefordert hatte, dem kalten Krieg ein Ende zu machen. Churchill sagte: „Ich vertraue darauf, daß weder hier noch andernorts etwas gesagt werden wird, das die Unternehmen guten Willens, die gegenwärtig durchgeführt werden, behindert oder zu Abkühlung bringt, und ich hege die Hoffnung, daß diese in nächster Zeit zu Verhandlungen der höchsten Stellen zwischen einigen der wichtigsten interessierten Mächte führen werden, auch wenn diese Verhandlungen nichtamtlicher und privater Natur sind." — Eine große Londoner Tageszeitung veröffentlicht seit Beginn der „Friedensoffensive" auf ihrer Titelseite täglich zwei Stimmungsbarometer über die westliche Reaktion auf russische und chinesische Vorschläge in London und Washington. Während die Londoner Nadel fast auf jedes östliche Angebot mit „heiter" oder gar „sonnigem Wetter" reagiert, bewegt sich der Zeiger in Washington kaum je über „veränderlich" hinaus. Londons Beweggründe machen das verständlich, denn England hofft im Zuge einer Annäherung an Moskau den wachsenden Einfluß Westdeutschlands in Washington zurückzudrängen und verspricht sich von einer Beilegung der Feindseligkeiten im Fernen Osten eine Aktivierung des schon ohnehin beträchtlichen Geschäfts mit Rotchina. (Westliche Länder — hauptsächlich England — haben in der vergangenen Zeit mehr Güter an Rot-China geliefert, als die Eisenbahnen aus der

Sowjetunion heranbringen). — Unter englischen Firmen, die am China-Geschäft interessiert sind, wirbt neuerdings der „Britische Beirat zur Förderung des internationalen Handels." Dieser Beirat ging aus der Moskauer Wirtschaftskonferenz hervor, auf der England mit der stärksten Delegation vertreten war. „Right or wrong, my business"!

FRANKREICH

Verzögerungstaktik? fragte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" schon im Januar ds. Js. und bezog sich auf einen Artikel der französischen Zeitung „Le Monde". Dieses Blatt möchte eine deutsche Bewaffnung überhaupt nur zulassen, wenn neuerliche Verhandlungen der Großmächte über die deutsche Frage eingeleitet, zu Ende geführt und — fehlgeschlagen sind. „Frankfurter Allgemeine" fügt dann ganz richtig hinzu: „Damit kann „Le Monde" eigentlich nur meinen, daß Frankreich sich allein dann sicher fühlen würde, wenn entweder ein vereinigtes Deutschland waffenlos bliebe oder wenn von einem bewaffneten Deutschland feststünde, daß es für immer zweigeteilt wäre." Diesen Fragenkomplex berührten auch die Verhandlungen zwischen Eisenhower und Frankreichs Ministerpräsident René Mayer, die auf der Präsidentschaftsjacht „Williamsburg" in Washington geführt wurden. Das Verhandlungsprogramm umfaßt ferner folgende Punkte: Gemeinsame Politik des Westens, Stand und Fortschritte der europäischen Rüstung, Indochina, Tunis und Marokko, Nordafrika im allgemeinen und Sicherung des östlichen Mittelmeers. Zwei Tage vorher empfing der russische Außenminister Molotow den französischen Botschafter Joxe. Ueber den Gegenstand dieser Verhandlungen wurde keine Verlautbarung herausgegeben.

USA

Es geschieht sicher nicht ohne Grund, daß in einem Moment, wo Gespräche von weittragender Bedeutung für die Zukunft Deutschlands stattfinden, gegen heftige Reaktion des rechten Flügels der republikanische Partei ein Mann zum neuen Botschafter der USA nach Moskau gesandt wurde, der 1942—43 die Osteuropa-Abteilung des amerikanischen Außenamts leitete, in Jalta Roosevelts Dolmetscher war und soeben wieder vor einem Kongreßausschuß die Verträge von Jalta und Potsdam verteidigte. Diese Ernennung hat sogar in Kreisen der rosaroten Truman-Acheson-Kamarilla Erstaunen ausgelöst. Charles E. Bohlen, am 30. August 1904 im Staate New York geboren, ersetzt den von den Sowjets zur persona non grata erklärten Kennan und hatte bereits am 1. April 1953 vor der Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens an Marschall Woroschilow enie Unterredung mit Außenminister Molotow. Ein immerhin nicht alltäglicher Vorgang. Bohlen ist als 3. Botschaftssekretär in Moskau in der Schule des Deutschenhassers und Hauptexponenten der Einkreisungspolitik, Bullit, groß geworden, und gilt als konservativer Rußlandfreund. — „DER WEG" hat in den beiden vergangenen Jahren immer wieder auf das gute Einvernehmen zwischen den Staatsführungen der USA und der UdSSR hingewiesen, auch dann, wenn das äußere Geschehen gegen diese These zu sprechen schien. Von Eisenhowers Präsidentschaft versprachen sich viele den wirklichen Kampf gegen den Bolschewismus. Diese Hoffnungen können bereits heute zu Grabe getragen werden. — Inwischen ist auch die völlige Pleite der NATO-Organisation zum Tagesgespräch geworden und gutunterrichtete Kreise in Washington bringen zum Ausdruck, daß die Herabsetzung der amerikanischen Auslandshilfe von 7,6 Milliarden Dollar auf 5 oder 6 Milliarden eine unmittelbare Reaktion auf das Versagen Englands und Frankreichs in der Wiederaufrüstung sei. Auch sollen sich die USA mit 10 Divisionen, anstatt der ursprünglich für 1954 vorgesehenen 24 begnügen. Ein ehemaliger General der deutschen Armee, dessen Name wiederholt in den Wehrmachtberichten der Jahre 1942 und 1943 erschien, hatte bezugnehmend auf die armseligen Ergebnisse die von den NATO-Mächten bei der Organisierung ihrer Verteidigung erreicht wurden, errechnet, daß für die Verteidigung einer Frontlinie von der Nordsee bis zur Adria eine Kampfgruppe von 120 vollen Divisionen, dazu weiteren 20 als Reserve, benötigt werde. Der NATO stehen im Augenblick jedoch nur 20 Divisionen zur Verfügung, und jetzt wollen sich die USA mit 10 begnügen.

SÜDAFRIKA

Angesichts des zunehmenden Terrors der Mau-Mau Terroristen in der englischen Kolonie Kenia ist der gewaltige Sieg der nationalen Partei Dr. Malans in Südafrika, am 16. April ds. Js. außerordentlich bedeutsam und von allen ordnungsliebenden Elementen, nicht nur Südafrikas, begrüßt worden. Die von dem heute 78 Jahre alten Dr. Daniel Francois Malan mit sieben Anhängern gegründete Nationalpartei errang einen überwältigenden Sieg und sicherte sich damit für die nächsten fünf Jahre die Regierungsgewalt und die Durchführung ihrer Politik der Rassentrennung. Die Aussichten der „Nationalen Partei" wurden zunächst sehr zurückhaltend beurteilt, da die überwiegende

Mehrheit des Großkapitals in der Union mit Oppenheimer an der Spitze, der selbst kandidierte, hinter der sozialistischen, im englandfreundlichen Wasser schwimmenden Vereinigten Partei stand. Unter den 296 Kandidaten, die für die 156 Sitze der Deputiertenkammer aufgestellt wurden, figurierten allein 11 Juden für die Einheitspartei, 2 für die kommunistische Arbeiterpartei und ein Unabhängiger. Die „Nationale Partei" Dr. Malans erhielt insgesamt 97 Sitze, weit mehr als die Hälfte aller Sitze im Parlament. Bemerkenswert erscheint auch die Zunahme von Stimmen für die Nationalisten in ausgesprochen von Schwarzen bewohnten Industrievierteln der Stadt Johannesburg. In der Südafrikanischen Union leben gegenwärtig 2,6 Millionen Weiße, 1,1 Millionen Mischlinge, 350 000 Inder und 8,6 Millionen Eingeborene. In den Goldminen arbeiten neben 58 000 Weiße 300 000 Neger. 280 000 Neger werden für in Kürze in Betrieb zu nehmende Minen benötigt.

ISRAEL

Der 20. April wurde bereits viel früher als in Israel festlich begangen. Graz zum Beispiel, erwachte am 20. April 1953 unter einer Ueberschwemmung von Flugblättern. Israel feierte am selben Tag das fünfjährige Bestehen des Staates mit einer sieben Kilometer langen Truppenparade und Drohungen gegen die arabischen Nachbarn. Dabei steht der Judenstaat noch immer vor dem Konkurs, trotz 3.5 Milliarden „moralischer" Adenauer-Heuß-Mark. Das „Argentinische Tageblatt" in Buenos Aires, gedenkt seiner umfangreichen jüdischen Leserschaft wegen — anständige Deutsche lehnen es ab ein solches Blatt zu lesen — dieser großen Erfolge. (Nach Angaben der Zeitung bilden die Importe in Israel heute annähernd das Zehnfache der Warenausfuhr!) Das Blatt schreibt ferner, daß der Zionismus dem Staate die Treue gehalten hat. — Ganz unabhängig davon, ob der „Antisemitismus" der UdSSR echt ist, oder ob es sich um ein weiteres kommunistisch-zionistisches Betrugsmanöver an der Weltöffentlichkeit zur Förderung der Einwanderung nach Israel und der damit verbundenen Einschleusung von Tausenden kommunistischer Agenten nach dem Nahen Osten handelt, geben wir hier eine Stimme der Zeitung „Neue Zeit", Moskau, Nr. 4 unter dem Titel „Die zionistische Agentur des amerikanischen Spionagedienstes" wieder: „In einer Zeit entstanden, wo antisemitische Verfolgungen und Repressalien über die jüdischen Volksmassen hereinbrachen, dehnte der Zionismus seinen Einfluß auch auf bedeutende Schichten des Kleinbürgertums — Kaufleute, Handwerker,

Kleingewerbetreibende — sowie auf rückständige Elemente des jüdischen Proletariats aus." Das Blatt kommt dann auf das Bündnis des Zionismus mit dem englischen Imperialismus zu sprechen und stellt fest: „Auf Grund von Artikel 4 des Palästina-Mandats gründete England die sogenannte Jüdische Agentur, deren Funktionen der von Weizman geführten zionistischen Organisation übertragen wurden. Dies ausnutzend, führten die Zionisten in Palästina einen grausamen Ausrottungskampf gegen die dortige arabische Bevölkerung. Bewaffnete Zionistentrupps entrissen arabischen Bauern den Grund und Boden und vertrieben sie in die Wüste ... Die Zionisten entfesselten im Lande eine tolle Bodenspekulation ... Bis Ende der zwanziger Jahre war London das zionistische Hauptzentrum. Aber ein solcher Stand der Dinge lag nicht im Interesse der einflußreichen Gruppe amerikanischer Zionisten, zu der große Vertreter der Wall Street gehörten. So begann die Einbeziehung des Zionismus in den Einflußbereich der USA." — Nach einem Bericht des Rabbi Abba Hilleil Silver (intimer Freund Eisenhowers), den er auf einem Bankett anläßlich der Eröffnung der 15. Jahreskampagne des „United Jewish Appell" gab, erreichte die

Israelhilfe der USA bisher die ungeheuere Summe von 276 Millionen Dollar. — Und zur inneren Situation am 5. Jahrestag eine unverdächtige englische Stimme: „In ihrem Staate benehmen sich die Juden, was die arabische Bevölkerungsminderheit betrifft, überheblich wie ein typisches Herrenvolk". Von einer Gesamtbevölkerung von 1,3 Millionen in Israel sind 100 000 arabischer Herkunft. 1952 überstieg die Einwanderung von Juden nach Israel nicht die Zahl 53 000. Die Regierung in Tel Aviv drückte deshalb ihre Bereitschaft aus, die 2,5 Millionen hinter dem „Eisernen Vorhang" lebenden Juden sofort in Israel aufzunehmen.

ROT-CHINA

Nach amtlichen Berechnungen der Regierung von Peking soll der Anteil der Industrie am Werte der gesamten Produktion Chinas, der 1949 nur auf 10 % geschätzt wurde, 1952 bereits auf rund 30 % gestiegen sein. Die stärkste Produktionsausdehnung hätten die Baumwollindustrie und die Stahl und Eisenindustrie zu verzeichnen. Die Erzeugung von Produktionsmitteln vor der Verbrauchsgüterherstellung werde bevorzugt. 1952 habe der Anteil der Produktionsmittelerzeugung an der gesamten industiellen Produktion fast 44 % erreicht. Gegenwärtig steht Peking vor einem latenten Mangel an Maschinenbauprodukten, wie ein Industrialisierungsprogramm es mit sich bringt. — Auf dem landwirtschaftlichem Sektor wird — sozusagen als Parallele zu Rußlands großem Aufforstungsprogramm in der Ukraine — entlang der Großen Mauer ein an die 2000 km langer Schutzgürtel angelegt. Eine Meldung aus Siam besagt: „Unter Führung der Volksregierung nahmen mit der Schneeschmelze im Frühjahr 1951 ungefähr 500 000 Bauern die Aufforstungsarbeiten in Angriff". Nach Berichten von „Ost-Probleme" werden als wichtigste Wasserbauprojekte gegenwärtig in Angriff genommen:

1. das Huai-Flußprojekt
2. das Tschingtschiang-Umleitungsprojekt
3. die Regulierung des Gelben Flusses
4. das I- und Schu-Flußprojekt
5. das Jungting-Staubecken
6. das Projekt zur Protektion der Tatsching-Mündung
7. der Bau des Erhlungschan-Staubeckens.

Ueber die im Rahmen dieser Riesenprojekte aufgebrachte Arbeitsleistung gibt ein chinesischer Regierungsbericht von 13. September 1952 gewisse Aufschlüsse. Im Jahre 1950 wurden Flußdeiche mit einer Gesamtlänge von 42 000 km fertiggestellt. Die Aushebung des 170 km langen Hauptkanals für ein neues Bewässerungssystem wurde in Kiangsu beendet. Die Gesamterdbewegung im Berichtszeitraum betrug 380 Millionen m^3.

INDOCHINA

Die französische Verteidigung in Tongking — zum größten Teil aus deutschen Fremdenlegionären bestehend — ist zusammengebrochen und Streitkräfte der Viethminh sind in das formell selbständige Laos eingedrungen. Die neueste militärische Niederlage beweist, daß Frankreich niemals in der Lage sein wird, die weiten Gebiete nördlich von Saigon zu verteidigen, obwohl die USA bereits heute 50 % aller Wehrausgaben für Indochina bezahlen. Auch das völlige Scheitern einer konstruktiven französischen EVG-Verteidigung in Europa zu einer Zeit, als Moskaus Söldner in Südostasien neue Erfolge errangen, ist charakteristisch für die innere und äußere Situation der einstigen „Grande Nation". — „The Times", 28. Januar 1953, untersucht in einem Artikel „Viethminh Rotchinas Flankenschutz" die Lage in Indochina und fragt: „Kann die rotchinesische Hilfe entscheidenden Einfluß auf die Kämpfe in Tongking ausüben?" Und die Frage „welche Absichten verfolgen die Chinesen in Indochina" müßte nach den neuesten Entwicklungen in Fern Ost heißen: Welche Auswirkungen wird ein Waffenstillstand in Korea auf Indochina haben? „The Times" schreibt weiter: „Das Problem, ob mit einer Intervention Chinas in Indochina zu rechnen ist, wird zwar sehr oft erörtert, aber die wenigen dafür sprechenden Anzeichen werden nur selten genauer überprüft." Times gelangt dann bei näherer Untersuchung zu der Feststellung, daß die Viethminh-Bewegung 1951 unverkennbar unter chinesischem Einfluß reorganisiert wurde und die rotchinesische Beistands- und Hilfsaktion für Viehminh damals ihren Höhepunkt erreichte. — Die Lage zwischen Saigon und Söul beweist, wie global die Strategie unserer Tage geworden ist und daß Erwägungen der US-Politik im Fernen Osten ebenso ihren europäischen Niederschlag finden wie die sowjetische Asienpolitik in Europa nachwirkt.

Abgeschlossen am 22. April 1953.

E. F. Neubert.

Gespräch mit dem Leser

Bruchsal/Baden, 3. 2. 1953.

„Der Weg“
im Dürer-Verlag
Buenos Aires.

Zunächst muß ich Ihnen danken. Dafür, daß es so einen „Weg“ gibt. Weihnachten 1951 schickte mir ein Bekannter eine Probenummer Ihrer Zeitschrift, die er sich zurückerbat. Er wußte warum, — es gibt viele, die nach solcher Kost hungern. Seit Januar 1952 gehöre ich zu Ihren Beziehern. Ich bin Flüchtling, in allem im Wiederaufbau erst, es fehlt oftmals am Dringlichsten noch, — aber den „Weg“ gebe ich nicht wieder her. Er ist für uns (viele nehmen an der Lektüre teil, er wandert immer neu von Hand zu Hand) ein seelisches Stahlbad. Und wer hätte das nötiger als wir Deutsche, denen man seit 1945 das Heiligste, was unsere Seelen trug, zerschlagen und geschändet hat. Man kann eine Wahrheit in den Staub treten, — aber tot ist sie damit nicht. Und daß sie lebt, daß der Funke weitergereicht wird, dafür sind Sie Beweis, und dem gilt unser Dank.

H. P.

*

Mar del Plata, 4. 4. 1953.

Verehrter Herr Fritsch!

... Gerade hatte ich wieder einmal das Februar-Heft des „Weg“ gelesen, wo atemberaubend Wichtiges, Entscheidendes erörtert wird. Auf einer einzigen Seite (128) gibt das Heft über den militärischen und moralischen Standard der USA authentische Anhaltspunkte von unerhörter Spannweite, Prägnanz, Schlagkraft! Auf gleicher Höhe stehen die Seiten 115 bis 120!

Ich wüßte nicht, wo ich eine derartig konzise Zusammenballung des Wesentlichen finden könnte, wenn Sie es nicht brächten ...“

Mit bestem Gruß

Dr. Alfred Rosenthal v. Grotthuß.

*

Der „Weg“ ist uns immer sehr, sehr willkommen gewesen, da er so ganz unserem Herzen entspricht. Wir brauchen hier draußen so eine offene Sprache, da mancher nicht so recht weiß, wohin er mit sich selbst soll. Es ist in der heutigen wirren Zeit so schwer, das wirklich Richtige für uns Deutsche zu finden, denn wir wissen oder fühlen doch innerlich ganz genau, daß wir weder zum Osten, noch zum Westen gehören. Wie kann sich wohl Deutschland fernhalten aus dem Kampf zwischen Ost und West, der ja doch wohl kommen wird? Wann wird es wohl wieder frei und einig sein? Ich liebe Deutschland über alles, obwohl ich es nie gesehen habe. Unsere Familie kam 1887 nach Paraguay, das heißt: meine Großeltern kamen mit dem Gründer Nueva Germanias hierher; und seit jener Zeit sind wir hier ansässig. Und ich bin stolz, daß meine Kinder ein ebenso reines Deutsch sprechen, wie einer der aus der „Heimat“ kommt.

In der Hoffnung, daß der „Weg“ uns immer das bleiben wird, was er uns bisher war, grüße ich Sie

Ihr

Walter Neumann
Nueva Germania
Paraguay.

*

Sehr geehrte Herren!

Bisher war ich noch nie vom „Weg“ enttäuscht. — Aber jetzt ist es weit! Sie haben es geschafft, mit dem Roman „Dem Himmel am nächsten“. Dafür ist mir der „Weg“ zu schade!

Dieser Roman gehört zum Typ „Im Westen nichts Neues“. Deshalb werde ich „Dem Himmel am nächsten“ auch nicht weiter lesen.

Ich bin überzeugt, daß Sie viele Leser damit enttäuscht haben oder noch enttäuschen werden. Schade.

Nichts Erhebendes, nur Niederziehendes steht darin. In der Hoffnung, daß sich solche Mißgriffe bei Ihnen nicht wiederholen grüßt Sie

Ihr

R. Kuhrke.
Chile.

*

An die Redaktion „Der Weg“
Buenos Aires (Argentinien)

Einliegend erlaube ich mir, Ihnen einen Artikel aus Nr. 64 der „Hadeler Zeitung“ vom 17. 3. 53 (Erscheinungsort Neuhaus, Oste) zu senden. Ich glaube, einen guten Dienst leistet diese würdelose Judenkriecherei prominenter evangelischer Geistlicher ihrer Kirche nicht. Meine Frau und ich haben unseren Kirchenaustritt bereits beschlossen, um nicht durch das ewige „Glockenläuten in unseren Herzen“ gestört zu werden, zumal damit zu rechnen ist, daß in der nächsten Zeit sehr viele „jüdische Brüder“ ihren Plattfuß auf deutschen Boden setzen werden.

Major B., Belum, 7. 4. 1953.

Der erwähnte Bericht der 5. Studientagung „Kirche und Judentum“ in Wuppertal schloß mit den Worten: Das große, unvergeßliche sicher fruchtschaffende Erlebnis der vier Tage auf dem Gelände der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal war die herzliche Atmosphäre und innige Gemeinschaft zwischen den Christen, die sich ihrer Schuldverhaftung an das, was Israel in Deutschland geschehen ist, wohl bewußt sind, und den Juden, die aus der furchtbarsten Epoche ihrer an Leiden, niemals arm gewesenen Geschichte kommen. Von jüdischer Seite wurden die Christen gebeten: „Habt Geduld mit den Juden, wenn sie das, was sie erlebt, noch nicht ganz verdaut haben!“ Von christlicher Seite wurde geantwortet, daß die Christenheit Israel um Verzeihung dafür bitte, was ihm im Deutschland der zwölf Jahre angetan wurde. Und es müßte in christlichen Herzen jedesmal eine Glocke läuten, wenn ein jüdischer Bruder wieder den Fuß auf deutschen Boden setze.

„Erst der gemeinsame Feind hat uns gezeigt, daß wir Brüder sind.“

*

„Mittlerweile erhielt ich auch das Sonderheft „Der Galgentanz“, ein Heft, wie es treffender die Weltverhältnisse nicht aufzeigen könnte.“

10. 12. 1952, K. G. Graz, Oesterreich.

Leserwünsche

Hans Wegner, 106 Superior Street, VICTORIA B. C., Canada, wünscht Korrespondenz in deutscher oder englischer Sprache, evtl. Briefmarkentausch.

*

WEG-Leser in Westdeutschland sucht dringend folgende ältere Hefte: 1947 — 1, 2, 3; 1948 — 7; 1949 — 1, 2, 3. Angebote unter Dr. W. L. an den Verlag erbeten.

*

15jähriges Mädel in Weferlingsen, Post Lehrte, wünscht Brieffreundschaft (erster Brief über den Verlag).

Leserbriefe an den Autor?

Von Otto Rombach.

Aus einem Städtchen am Hochrhein kam der Brief der Leserin, in dem es hieß, man hätte sich im Freundeskreis darüber unterhalten, ob man dem Verfasser eines Buches, „das einem persönlich etwas bedeutet'', schreiben solle oder dürfe, ja, „ob ein Autor wohl daran interessiert sei, neben der öffentlichen Kritik Stimmen aus seinem Leserkreis zu hören. Die Meinungen waren geteilt, man kann sagen: eher dagegen.''

Nun, an jener Grenze zur Schweiz hat man schon bald, da es um wirtschaftliche Dinge ging, um die Erlaubnis verhandelt, die allzulange gesperrten Brücken zum Nachbarn hinüber wieder begehen zu dürfen. Die unsichtbare Grenze zwischen Leser und Verfasser, die wie ein Riß den literarischen Bereich in Deutschland scheidet, scheint man jedoch in anerzogener Scheu zu fürchten, vielleicht, weil hier olympische Begriffe walten und weil es kaum zum Eisenbahngespräch gehört, sich zu der stillen Freundschaft mit einem Autor zu bekennen.

Es kostet freilich eine viel geringere innere Bemühung, dem schönen Fräulein, das der Film entdeckt, Bewunderung zu zollen, als heimlichste Erlebnisse mit Büchern zu gestehen. Auch ist es sicher leichter, auf dem Sportplatz mitzubrüllen, als über eine Stunde unter der Leselampe zu berichten, vielleicht über Dank oder Mitgefühl oder gar über Tränen, aber schließlich sind die wahren Leser und gar die Leserinnen kaum jenen lauten Leuten zuzurechnen.

Nachdenklich, wie man Bücher zumacht, verschließen Lesende, was sie bei der Entführung durch das gedruckte Wort erlebten, sich selber, meilenweit entfernt von jener Ungebärdigkeit, die mit dem Recht, Bewunderer zu sein, Duzbrüderschaft und Autogramme fordert, und schon dieser Selbstbescheidung wegen muß man sie lieben. Denn sie können niemals Zäune demolieren, um jenem Menschen, dem sie ein inneres Zwiegespräch verdanken, auf die Schulter zu klopfen, und auch das hat seine innerlich bedingte Richtigkeit, zumal das Uebrige, das sie erfahren möchten, meistens nur ein weiteres Ausbreiten dessen wäre, was im Buch schon seine Form gefunden hat. Zudem kann die persönliche Erwartung, mit der ein Leser sich zu seinem Autor aufmacht, leicht zur Enttäuschung werden, weil auf beiden Seiten Unwägbares mitspielt und weil das Bild des Autors in der Wirklichkeit ganz andere Züge als das Wunschbild zeigen mag. Und trotzdem möchte man die Zaudernden ermuntern, die es drängt, sich mitzuteilen: „Schreib ihm! Gestehe dein Gefallen und Mißfallen oder was dich sonst berührt hat. Ob er bekundet, bewußt aus unserer Gegenwart zu schöpfen, ob er aus scheinbar abgeklärtem Wesen seinen Beitrag zu unserem Leben gibt, — schreib' ihm!''

Damit soll kein Lawinensturz von Briefen hervorgerufen, auch keiner Eitelkeit das Wort geredet werden, — es gilt hier Tieferes, Entscheidenderes. Denn manche Leserbriefe sind wie ein Ruf von Insel zu Insel, da für den Leser Mensch und Werk eine Einheit sind und weil er das Vertrauen, das ihm ein Buch gegeben, auf jenen überträgt, der es geschrieben hat und den es eigentlich beglücken muß, den unbekannten Menschen seiner Zeit erreicht zu haben. Sie, jene bisher Fremden, die sich genötigt fühlen, ihm die Hand zu bieten, sind sein innerer Lohn, der nichts mit billigem Applaus zu schaffen hat.

Und überdies wird auch der Leser das Wesentliche, das er mitzuteilen hat, nur seinem Dichter anvertrauen können. „Man hat mich Ihres Buches wegen,'' schrieb mir eine unbekannte Flüchtlingsfrau, „als ich es in der oft durchwühlten Wohnung liegen sah, als ich es aufnahm und als mich dabei eine Horde plündernder Soldaten überraschte, mit Fäusten geschlagen, bis ich es wieder auf den Boden legte.''
Im äußersten Beispiel geht es nämlich im Dank des Autores an den Leser um jene, die sich, wenn es not tut, eines Buches wegen schlagen lassen. —

Entnommen aus den Verbandsmitteilungen des deutschen Buchhändler- und Verlegerverbandes.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Brief von Frau Dr. Mathilde Ludendorff in unserem November-Heft wird der stenographische Bericht der Spruchkammerverhandlung erwähnt. Dieser ist im Hohe-Warte-Verlag, Pähl (nicht 1000 Worte-Verlag, Pähl) erschienen.

An unsere Leser in Süd- und Südwestafrika!

In Erwiderung verschiedener Anfragen teilen wir Ihnen mit, daß das Dezemberheft des WEG von uns am 19. XII. 1952 zur Post gegeben wurde. Das verzögerte Eintreffen ist also weder durch den Verlag noch durch die Vertreter verschuldet. Da von hier aus nur einmal monatlich direkte Schffsverbindung nach Südafrika besteht, tragen wir stets dafür Sorge, daß die jeweilige Sendung termingerecht abgefertigt wird. Nach unseren bisherigen Erfahrungen sind dann die Hefte höchstens vierzig Tage unterwegs. Im Falle von Unregelmäßigkeiten in der Postzustellung bitten wir um frdl. Nachricht.

Die Verlagsleitung.

Zwar nahte das Ende des großen Krieges, doch unaufhörlich blieb die Reihe der Opfer. Deutschlands Schicksal war besiegelt, und dennoch sollte bis zum letzten Blutstropfen gekämpft werden. Im Osten verbluteten Divisionen, im Westen brachen die Regimenter zusammen. In ihnen starben die jüngsten Soldaten, Fünfzehn-, Sechzehnjährige aus den Kolonnen der Hitlerjugend. — Die Grenzen des Reiches waren gebrochen, von allen Seiten stießen die Alliierten in das Land.

Die Luftmacht der Amerikaner und Engländer zeichnete zu jeder Zeit den Himmel. —

Jedesmal, wenn feindliche Maschinen im Anflug waren, setzten wir uns vom Platz ab, da keine Starterlaubnis vorlag und wir das Schauspiel aus sicherer Entfernung beobachten wollten. Allein Vogel startete, sobald er einen Feind sah, und niemand vermochte ihn dann zurückzuhalten. Einäugig flog er, denn das linke Auge war durch einen winzigen Geschoßsplitter ausgelaufen. Nun trug er über der ausgetrockneten Höhle eine schwarze Klappe, und obwohl er nicht weniger Wert auf seine Augen legte als irgendein anderer Sterblicher, schien dieser Verlust doch nicht der Grund seines steten Grübelns zu sein. Ein Fremder konnte das nicht glauben, aber das grämte ihn: Er war noch immer nicht gefallen. Und wie die Dinge um ihn standen, konnte er noch lange darauf warten, im Luftkampf besiegt zu werden. — Der Kommodore hatte ihm verboten, mit einem Auge noch zu fliegen. Doch Vogel ignorierte ein solches Verbot. Sein eigener Befehl galt ihm mehr: Fliegen, kämpfen, fallen! So stieg er täglich mehrere Male auf, kehrte fast immer siegreich zurück und saß dann wieder grübelnd wie ein alter Mann in seiner Ecke; denn das war wohl die Tragik seines Lebens ohne Meyer II: daß er stets Sieger bleiben, nie aber das Los des Freundes teilen durfte. — Eines Morgens erschienen bei sonnigem Wetter dreißig Thunderboldt. Unter ihren Rümpfen hingen Bomben. — Wir liefen zu den Deckungsgräben. Nur Vogel war in seinem Wahn aufgestiegen.

Hintereinander nahmen die Jagdbomber die Mitte des Platzes an und legten ihr „Ei". Es mußten Zeitzünder sein, denn die Ladungen explodierten nicht. Auch waren die zentnerschweren Bomben nicht in den Boden eingedrungen, sondern lagen friedlich auf der Rasenfläche. — Erst nach einer halben Stunde wagten wir uns an die Abwurfstelle. Da gab es eine nette Überraschung: Die guten Thunderboldt hatten nur ihre leeren Zusatztanks abgelegt. Wir sahen uns einmal dumm an, mußten dann aber herzlich über diesen Streich lachen. — Erst allmählich verstanden wir den chevaleresken Sinn ihrer Aktion: Man warnte uns durch dieses ungefährliche Symbol vor scharfen Bomben, die bald folgen sollten. Anscheinend liebte der Squadron Leader solche Ku-Klux-Klan-Manieren; wir dankten ihm dafür. —

„Vogel ist tot!" hieß es plötzlich.

Ein Mechaniker führte uns in eine unweit gelegene Schonung: Da sahen wir schon den toten Kameraden liegen. Sein Gesicht war in den Waldboden gepreßt, und als wir den Kopf hoben, fiel das Gebiß aus dem offenstehenden Mund. Der Körper hing breiig in der Kombination; die Knochen mußten beim Aufprall hundertfach gebrochen sein. — Wir waren um so mehr erschüttert, als wir täglich auf das Unglück gewartet hatten. — Werner besah den Griff des Fallschirmes.

„Er hat ihn nicht mehr ziehen können."

Jeder aber wußte, daß Vogel, zum ersten Male getroffen und besiegt, seinen Fallschirm nicht hatte öffnen wollen. Werner biß sich auf die Lippen, „Wahnsinn!" sagte er, und ich schüttelte verständnislos den Kopf; doch was wir fühlten, war Mitleid.

Wie wir so an der frischen Leiche standen und Werner das eine Wort sprach, schauten wir zugleich auf: Wir beide waren hier der Rest der Abbeville-Boys. — Wer von uns würde als nächster sein Grab finden? —

Um die Mittagsstunde zogen schwere Boeinggeschwader heran. Eine Welle nach der anderen überflog unser Feld. Die Bomben rauschten nieder.

Als das dumpfe Trommelfeuer und die hohen Staubwolken bis zu uns herüberreichten, wußten wir, daß die Koffer gepackt werden mußten, daß wir am kommenden Morgen schon das liebgewordene Städtchen verlassen würden, um irgendwo die nächste Niederlage, vielleicht die letzte, zu erwarten.

*

Während der April in willkürlich wechselndem Spiel Regen und Sonnenschein, Sturm und erste Frühlingsblüten bescherte, trieb der große Krieg dem Ende zu.

Flugzeuge aller Formen und Größen, nie gesehene Typen lagen zu hunderten am Rande unseres Flugplatzes, und unentwegt landeten neue Maschinen, um in dem seltsamen Luftpark ein Asyl zu finden. Verwundete von der „Ostfront", Helferinnen aus dem Norden, Waffen und Polstermöbel von irgendwoher wurden hier abgeladen. Kommandeure ohne Truppe, Soldaten ohne Führer — alle sammelten sich verzweifelt oder in der stillen Hoffnung, bald nach Hause gehen zu können. — Nur in einer Ecke des Feldes herrschte noch planvolles Treiben: Dort war unser Lager, unser Reservatsgebiet, das wir mit Turbinenfliegern zu teilen hatten. Es war die Versuchsstaffel, der auch George angehörte.

Die Ingenieure, die zwar das Pilotenexamen abgelegt hatten, noch aber nicht die fliegerische Erfahrung und Uebung alter Fronthasen besaßen, mußten eine schwierige Aufgabe lösen. Der rätselhafte Fehler einer neuen Konstruktionsserie blieb unerklärlich: Alle Berechnungen, alle Zeichnungen und auch die Ausführung der schnellen kleinen Turbineneinsitzer zeigten keine Mängel. Und doch wagte niemand, ein Flugzeug in die Luft zu bringen, das schon beim Starten nicht mehr dem Steuer gehorchen wollte. Fast jeder, der in der Kabine einer dieser Maschinen saß, hatte den Gashebel wieder zurückgerissen. — Man baute ein neues Leitwerk ein, verstellte die Querruder und tat dergleichen andere Dinge mehr, damit endlich ein Flug gelang.

„Ich glaube, meine Herren, die Lösung unseres Problems ist für die Technik von entscheidender Bedeutung", meinte der Chefingenieur.

Wir standen mit ihm am Startplatz, als das Experiment durchgeführt werden sollte. Drei Flugzeuge, schnittige, zweiturbinige Einsitzer, warteten auf ihre Prüfung. Ein Lautsprecher war an die Bodenstelle des Funks angeschlossen, damit der Pilot während des Fluges die jeweilige Situation und Erfahrung den zuschauenden Kameraden mitteilen konnte.

Der Chefingenieur war als erster in den Sitz geklettert. Wild heulten die

Turbinen auf, stießen sie mit rasender Geschwindigkeit die glühende Luft nach hinten. Langsam rollte der seltsame Vogel einige Meter vor.

Der Chefingenieur in seiner Kabine nickte uns zu. „Ich starte", hörte man aus dem Lautsprecher. — Das Heulen der Turbinen steigerte sich zu ohrensprengendem Singen, immer spitzer, immer schmerzhafter, begleitet von einem unheimlich hohlen Unterton.

Die Maschine schnellte davon, jagte über die langgestreckte Bahn.

„Sie will schon abheben", sprach der Ingenieur durch den Funk. „Ich drücke nach — mehr drücken — noch mehr. Alle Kraft!"

Es wollte nicht trimmen! — Es waren spannende Sekunden.

„Knüppel bis zum Anschlag vor!" hörten wir wieder die aufgeregte Stimme des Piloten. „Sie hebt ab, zu steil!" Wir sahen, wie das Flugzeug sich aufbäumte.

„Ich kann nicht mehr halten, legt sich auf den Rücken!" Gellend schrie er die letzte Silbe. Eine riesige Stichflamme blitzte auf, der Rauchpilz stieß senkrecht in den Himmel. Sekunden später hörten wir die Detonation. —

„Also doch mit Trimmung", sagte der zweite Ingenieur und warf die Zigarette weg. — Bleich stieg er in seine Maschine. Er lächelte müde, denn er war zu jung zum Sterben. Abermals traten wir zurück und hielten uns die Ohren zu, bis auch er davonstürmte.

„Will schon hoch, das Biest!" sagte er.

Wir wußten, wie fiebrig er nun in seiner Kabine arbeitete. „Ich trimme kopflastig", fuhr er ruhig fort. — „Will wieder hoch, noch mehr Trimmung, Knüppel vorne lassen. — Jetzt hebt sie ab. Gut, noch etwas Trimmung. Gut — fliegt schön."

Dicht vor dem Wald am Platzrand sahen wir den Einsitzer mit dunklen Fahnen aufsteigen.

„Die Bäume sind verflucht nahe unter mir", rief der Ingenieur hastig. „Die Spitzen zu nah! — Aus!" brüllte er noch. Der zweite Brand schlug hoch.

Wir standen wie gelähmt da. — Es gab keine Lösung; denn der Fehler konnte nur hoch oben in der Luft ausgeflogen und geklärt werden. Die Ingenieure schüttelten den Kopf: „Es hat keinen Zweck mehr."

„Doch!" meldete sich George mit heller, scharfer Stimme. „Ich fliege. Der Start gerade hat gezeigt, daß es geht. Die Bahn war nur zu kurz und der Wald durfte nicht kommen."

„Bleib unten, George!" Aber er ließ sich von uns nichts sagen. „Der ist verrückt", raunte mir Werner zu. „Der stürzt genau so ab wie die andern."

George ließ sein Flugzeug möglichst weit zurückschaffen. Der Funkwagen mit dem Lautsprecher brachte uns bis an die Umzäunung des Platzes.

„Tank bis zur Hälfte leeren!" befahl der Fähnrich. Und man tat es. George hatte sich für eine Zigarettenlänge zu uns gesellt. Er schien seiner Sache sicher zu sein.

Er wies auf die Ingenieure:

„Die fliegen fast alle nur mit dem Verstand; mit Gefühl muß man fliegen, an erster Stelle mit Gefühl und dann erst mit dem Verstand."

Immer wieder versuchten wir, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Bei so einer Sache entscheidet das Gefühl", begann er wieder, ohne auf uns zu hören. „Und das fliegerische Gefühl sitzt im Popo; der eine hat's, der andere hat's nicht — ich hab's!"

Seit seiner Verwundung, seit der schweren Gehirnerschütterung zeigte George recht eigene Ideen. Er spinnt, hieß es unter uns. — —

George startete. Weit vorgebeugt hockte er in der Kanzel. Wir hielten beide Daumen für ihn.

„Drücken und Trimmung", sagte er, dann nichts mehr. Meter um Meter hob sich das Flugzeug vom Boden, stieg über den Wald — höher und höher.

Bravo, George!

In vorsichtiger Kurve steuerte er den Platz an, flog er auf uns zu. Lautlos schnellte die Maschine heran, glitt wenige hundert Schritte an uns vorüber und stieg in flacher Bahn wieder hoch. Dann erst erreichte ein feines, gedämpftes Singen von den Turbinen her unser Ohr. Wir baten George, zu landen.

„Nein, nun bin ich mal oben. Jetzt will ich auch wissen, was mit dem Drachen los ist."

George wollte die Maschine ausfliegen! Das konnte nicht gut gehen; denn „ausfliegen" hieß, die höchsten Leistungen eines Flugzeuges zu erproben. Und mit dem Fallschirm abzuspringen war bei solchen Geschwindigkeiten kaum möglich.

In wenigen Sekunden kletterte der Todeskandidat auf 3000 Meter. Dann drückte er herunter. Wie eine Sternschnuppe fiel er aus dem Himmel.

Triumphgeheul kam aus dem Lautsprecher: „Fast tausend Sachen!" Wir hielten den Atem an.

„Abfangen, du Idiot!" schrien wir. Stückchen um Stückchen richtete sich das Flugzeug wieder auf. Dann aber — nun wieder in normaler Lage — mußte George wohl mit beiden Armen das Steuer gerissen haben: schräg stieg er nach oben, weiße Kondensationsstreifen ziehend. — Augenblicke danach peitschte ein blecherner Knall durch die Luft. —

„Nieten geplatzt", schnaubte George, noch atemlos von der Anstrengung des Stürzens und Abfangens. „Ganze Reihe Nieten, Bleche vor der hinteren Kante Tragfläche losgeplatzt."

Die Ingenieure schauten sich verheißungsvoll an: Da also lag der Fehler. — Dankbar sahen sie nach oben, wo George seinen Einsitzer mählich in die Horizontale brachte. — Wir hofften, daß er bei langsamer Fahrt ausstieg. Aber er wollte die Maschine nicht verlassen, weil allein ihre frischen Wunden von jenem langgesuchten Fehler Zeugnis geben konnten.

So setzte George zur Landung an.

„Hoffentlich kann ich sie halten", rief er mit heiserer Stimme. — Gespannt sahen wir ihm entgegen. Tief zog er seine Maschine an den Platz heran.

„Vierhundert, dreihundertachtzig —, dreifünfzig — dreizwanzig — zwosiebzig, sie wird weich."

Wir glaubten das unsichere Schwimmen zu sehen, denn die feingeschnittene Form der Maschine hob sich deutlich vom Horizont ab.

„Sinkt zu schnell, ho, Gas geben —, wollte kippen, bei zwofünfzig schon, das Aas!"

Dann schwieg George. Er mußte sich auf die schwierige Landung konzentrieren; denn mit zweihundertfünfzig Stundenkilometer hatte er den Boden zu berühren!

Wie ein Pfeil schnellte das Flugzeug über uns hinweg, nur zwei oder drei Meter hoch. Der schwierigste Augenblick, vielleicht auch der gefährlichste des ganzen Fluges war da: zweihundertfünfzig Kilometer, nicht mehr und nicht weniger durfte der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers angeben, wenn die Räder den Boden berührten. — Wohl tausende Augen starrten von allen Seiten des Feldes auf das Wagnis.

Jetzt! Die Tragflächen wollten nach links abkippen; aber das Fahrwerk stützte sich in der gleichen Sekunde auf den Boden. — —

Nur wenige Meter vom Zaun der anderen Platzseite hockte George neben seinem Flugzeug im Gras, als wir ihm gratulierten.

„Jede Landung ist ein Absturz", sagte er lachend, „aber eben nur aus fünfzig, dreißig oder zwanzig Zentimeter Höhe." — — —

Am Abend saßen George, Werner und ich beisammen. — Werner sprach mit Begeisterung über den neuen Turbinenjäger. „Fünfhundert Stück davon, und Göring braucht nicht mehr Meier zu heißen!"

George winkte ab. Ein wenig verlegen und wohl deshalb auch umständlich holte er ein schmales illustriertes Heft aus der Tasche und warf es vor sich hin. Auf dem Titelblatt stand in fetten roten Lettern: The Battle of Britain — Die Luftschlacht um England, August—Oktober 1940, herausgegeben vom Londoner Luftfahrtministerium.

„Woher hast du das? — Das ist Feindpropaganda!" warnte Werner.

„Aber gute! — Woher ich es habe? Mein letzter Gegner, der letzte, den ich je in meinem Leben besiegt haben werde, hat mir das als Andenken geschenkt. — Aber hier!" George wandte das erste Blatt und zeigte uns ein großes Bild:

Neun junge Royal-Air-Force-Piloten schritten lachend und plaudernd nebeneinander her. Sie mochten sich gerade eine ihrer Spitfire angesehen haben, die mit weiten Tragflächen hinter ihnen stand. Neun Flieger: es war, als kämen sie auf uns zu — als träten sie lebendig aus dem Rahmen des Bildes, um uns zu begrüßen. — Das Foto war bestechend; es hatte etwas Ergreifendes, Packendes an sich: neun Kavaliere, wie wir im Fliegerdreß oder in blauer Ausgehuniform, mit Käppi, weißer Wäsche und schwarzen Bindern, eben in fast der gleichen Uniform, wie wir sie trugen.

„Seht euch mal die Gesichter an!" schlug George vor. „Die könnten genau so gut bei uns sein."

In der Tat erinnerten die Züge einzelner Piloten an unsere eigenen Kameraden: der erste von links sah Werner ähnlich, der zweite glich George, neben ihm Ulrich, und Vogel und Meyer II hingen auch hier zusammen. —

Selbst Werner schien dieses Gleichnis stark zu beeindrucken.

„Ihr wißt nun, was ich meine", sagte George. „Die Jungens von Abbeville und Biggin-Hill sind die gleichen. Nur heißen sie da drüben vielleicht Jack oder Charles oder Johnny. — Seitdem ich das Bild da gesehen habe, machte ich nicht mehr mit. Ich kann und will nicht mehr auf die Boys schießen, versteht ihr! Das ist meine Idee."

* * *

Schweigend stand Werner neben mir unter den Sternen der Maiennacht. Hitler hatte sich erschossen. Von den Millionen, deren Hoffnungen zu Grabe getragen wurden, war Werner nur einer. — Er konnte das alles nicht fassen. Mit Hitler starb das Deutschland, für das auch Werner im guten Glauben gekämpft hatte.

„Ich habe nichts anderes gelernt, als daran zu glauben", sagte er leidenschaftslos. „Aber jetzt mache ich schlapp, ich habe kein Ziel mehr."

Das gestirnte Himmelszelt dehnte sich unendlich über uns zwei kleinen Menschenwesen. Wie groß doch waren die Möglichkeiten alles Leides, dachte ich, — und welches Leid konnte sich in diesem Weltall um uns häufen!

Die Uhr der kleinen norddeutschen Stadt schlug die Mitternachtsstunde. Ich reichte Werner die Hand, denn es war sein zwanzigster Geburstag. Dann gingen wir wortlos auseinander. —

Ich wollte gerade zu Bett gehen, als Hinterschallers in mein Zimmer trat. „Unten steht ein Mädchen, wissen Sie wer?"

„Ich will schlafen!"

„Danielle, Mensch, Danielle!" —

Hinterschallers schob sie in mein Zimmer. Danielle schaute mich lange an.

„Ich freue mich über Ihren Besuch!"

„Ich möchte Sie nicht besuchen", antwortete sie und betonte das letzte Wort. Einen Augenblick lang überlegte ich, wie das gemeint war. Dann verstand ich: Danielle wollte bleiben.

„Ich könnte bald nach Frankreich zurück, aber ich will nicht mehr."

„Es wird aber sehr schwer werden, Danielle. Deutschland muß in den nächsten Tagen kapitulieren, Deutschland ist der Besiegte."

„Sie sagten selbst einmal: darauf kommt es jetzt nicht an."

„Und was erhoffen Sie?"

„Nichts. Nichts mehr, als daß ich hier bin bei den Flugzeugen, mit denen Ulrich flog, bei den Uniformen, die auch Ulrich trug, bei den Menschen, mit denen er die gleichen Erlebnisse teilte, und die wie er sind. — Ich will ihn wiederhaben: wenn ich die Augen schließe und höre den Motor seines Flugzeugs — wenn ich blinzele und sehe ihn vom Hangar kommen. Ich will bleiben, wo er ist."

„Es wäre besser, Sie würden vergessen, statt sich etwas vorzutäuschen. Und in ein paar Tagen werden wir nicht mehr fliegen und keine Uniformen mehr tragen."

Danielle schaute zu Boden. Leise sprach sie: „Dann werde ich den Menschen suchen, der wie Ulrich ist."

„Der aber nicht ‚Ulrich' sein kann."

„Weshalb sollte er nicht dieser Ulrich sein! — Die Stunden mit Ulrich lassen sich an den zehn Fingern zählen. Ich liebte mehr an ihm, als ich von ihm wußte. Was ich nur ahnte, bindet mich nicht an ihn, wird sich wohl bald verwischen. Doch das andere werde ich suchen, weil ich es behalten will."

„Sie wollen also jemanden finden, der wie er aussieht, sozusagen ein Doppelgänger ist?"

„Ja, ich suche diesen Doppelgänger, aber den Doppelgänger seines Wesens, einen Doppelgänger mit seinem Herzen."

„Und Sie glauben, ihn gefunden zu haben?"

„Es ist möglich, daß ich ihn gefunden habe." Damit reichte mir Danielle die Hand und ging. Hinterschallers hatte bereits ein Zimmer hergerichtet. —

Unter den frühesten Strahlen der Sonne fuhren wir zum Flugfeld. Danielle war zu gleicher Zeit aufgestanden, um uns zu begleiten.

Unentwegt landeten Truppentransporter; Frauen und Kinder entstiegen den großen Rümpfen.

Unsere Kameraden mochten noch schlafen, und wir wollten nur die neuesten Frontberichte erfahren, vielleicht war der Krieg schon zu Ende.

Vor unseren Hallen stand der Werkmeister mit jenem Monteur, der so oft schon auf geheimnisvolle Weise das Schicksal der Flugzeugführer vorausgesagt hatte.

„Was gibt's Neues?"

„Die da kommen von Stettin", meinte der Werkmeister, indem er auf die Transporter zeigte. „Die evakuieren Frauen und Kinder, denn Stettin ist von den Russen eingeschlossen. — Sie sagen, daß bei Stettin dauernd Spitfire aus großer Höhe herunterstoßen und die Transporter abschießen."

Werner und ich sahen uns an. In uns war die gleiche Frage: Sollen wir starten? — Vielleicht konnten wir den einen oder anderen Transport vor der Vernichtung bewahren. Doch heute war Werners Geburstag, und immer hatte man bisher die Sitte gehalten, Geburtstagskinder nicht in die Luft zu schicken. — Werner zögerte; ich sah ihn zum ersten Male unsicher. Was in ihm vorging, wußte ich wohl: Er hatte Angst, ohne das große Ziel, ohne die Kraft seines Glaubens zu kämpfen. Deutschland war für ihn gestorben, ein anderes Deutschland konnte er sich nicht vorstellen.

Doch Werner sah den Zug der flüchtenden Frauen und Kinder.

„Wir starten!" sagte er da. „Machen Sie unsere Maschinen klar!"

Während er mit dem Werkmeister schon zu den Flugzeugen ging, hielt mich der geheimnisvolle Monteur zurück. „Fliegt heute nicht!" sprach er bedeutungsvoll. „Ich wollte eigentlich niemandem mehr etwas sagen. Aber der Krieg ist in wenigen Tagen aus, und ihr sollt nicht noch fallen. — Ich sage euch: Fliegt heute nicht! Ihr würdet nie zurückkommen!"

Dann schob er ab, bevor ich meinen Schrecken überwinden konnte. Ein ekliges Angstgefühl hatte mich gepackt. Ich wollte nicht sterben, jetzt nicht mehr! Denn seit langem sah ich bereits hinter den Ruinen eine neue, unendlich schöne Aufgabe — vor Monaten noch ein Gedanke nur, mit dem ich flirtete, nun aber ein neues Ziel, für das ich leben wollte. Der Weg da-

hin mochte durch Dornen und Morast, Schmach und Hunger führen, doch in mir fühlte ich schon die große Kraft und Liebe, diesen Weg zu bezwingen. Es galt, jetzt für ein Deutschland zu leben, das ausgeblutet am Boden lag — das die Kraft freier, mutiger Herzen zur Genesung brauchte. — Und ich dachte an Danielle ...

Motorengeheul riß mich aus meinen Gedanken. Werner saß schon in seiner Maschine.

Ich lief zu ihm hin. Er mußte wissen, was der Monteur gesagt hatte. Doch als ich neben Werner auf der Tragfläche stand, schämte ich mich, es ihm zuzuschreien.

„Der Monteur?" rief Werner; er schien erraten zu haben, was ich meinte, und stellte den Motor wieder ab.

„Ja, er hat es gesagt."

Wir sahen uns betreten an, schauten dann aber zu Boden. Jeder wußte, wie dem anderen zumute war.

Werner sprach leise: „Ich komme nicht zurück, ich fühle das. — Wofür denn noch? Jetzt ist ja doch alles vergeblich, alles aus!"

Schlaff hing sein Arm über den Rand der Kabine. — Danielle war zu uns getreten. Werner glotzte in die Armaturen, ich sah das Mädchen an. Und keiner sprach. Doch Danielle und ich dachten wohl das gleiche: Es gibt ein Gut und Böse, das zwischen Recht und Unrecht steht ... So wollte ich es halten wie Ulrich. Und da ich nun entschlossen war, wußte ich, daß Danielle nur dies erhofft hatte. —

Der Kamerad im Drillich begann wieder, wohl aus Verlegenheit: „Ja, meine Mutter lebt auch in Stettin. Aber ich hab sie nicht hier gesehen; die ist sicher noch drin." „Ich starte", antworteten wir da wie aus einem Mund. Und als ich in meine Maschine stieg, reichte mir Danielle die Hand. Das Mädchen weinte, doch seine Worte klangen aus einem glücklichen Mund: „Jetzt ist Ulrich wieder hier. — Ich warte auf dich."

Dann donnerten die Motoren über das Feld, hoben sich unsere Einsitzer plump vom Boden und kletterten immer höher in ihrer Bahn. — Noch einmal stürmten wir tief über den Platz und die Hallen, noch einmal sah ich Danielle. Sie winkte: bald nur ein winziger Punkt und nichts mehr, als ihre großen dunklen Augen, die mich immerfort anschauten ...

Der grelle aufsteigende Sonnenball, dem wir entgegenflogen, stand strahlenlos unter dem stahlblauen Himmel. Stetig zog der kleine Zeiger des Höhenmessers seinen Kreis von Marke zu Marke: 8000 Meter, die sicherste Höhe, um ungeschoren nach Stettin zu kommen. — Rechts hinter uns, da, wo das Blauschwarz auflag, ahnte man Hamburg mit den Docks und Häfen, weit rückwärts am Horizont Helgoland. Zwischen dem tiefen Blau der Nord- und Ostsee aber lag der letzte Streifen norddeutschen Bodens, auf dessen Straßen noch nicht das feindliche Heer marschierte. — Die Sicht konnte nicht besser sein; dennoch schwebte der Horizont im lockeren Blei des Dunstes. Deutlich war die Wölbung der Erdenhaut zu erkennen, und fast empfand man die Riesenkugel, die sich mächtig und feierlich im Welten-

raum dahinwälzte. — Der erhabene Blick in solche Raumesspannen mochte mir wohl für einen Augenblick die Seele weiten und in sie das seltsame Gefühl tragen, dem Schöpfer hinter die Kulissen zu schauen.

Ich hatte alle Angst vergessen.

Doch es war ein recht gefährliches Träumen in diesen Regionen hier oben. Ich durfte nicht den Blick in die Welt genießen; denn überall lauerte Mord. Jeder Augenblick konnte mich bestimmen, zu töten oder selbst den letzten Atemzug zu tun. — So war ich in Sorge, mit höchster Spannung meine Augen wieder nach hinten-oben in den Aether zu richten. Von dort nämlich lauerten plötzlich Briten, uns in den verwundbaren Rücken zu fallen.

Ich zählte zwanzig feindliche Jäger, wohl Spitfire, die wir in solcher Höhe nicht vermutet haten. Sie schienen uns zu verfolgen und standen noch tausend Meter höher als wir. Zwanzig kurze, weiße Kondensstreifen und zwanzig Kokardenpaare drohten scharf zu uns herunter. Ich fühlte wieder die Angst: Das Urteil des Monteurs vollstreckte sich. Nie hatte ich in der Luft diese Möglichkeit mehr empfunden als jetzt. — Fröstelnd mußte ich mich schütteln. Irgend etwas schnürte mir die Kehle zu, saß wie ein Kloß darin.

Noch hoffte ich, daß die Tommys uns nicht gesehen hätten.

Aber: da! — jetzt stoßen sie auf uns nieder!

„Werner, sie kommen!"

Es hat keinen Zweck mehr wegzustürzen. Tausend Meter schätze ich noch zwischen mir und den Briten dahinten. In einigen Sekunden wird der Tanz beginnen. Schon schaue ich in die Rohrmündungen eines Gegners, der dicht und groß hinter mir hängt. Im ersten Augenblick gehorche ich dem Gefühl und lasse meine Maschine seitlich schieben. —

Die Garbe des Gegners perlt glühend aus seinen Waffen — — und zischt links vorbei. Sie blendet. Ich drücke mein Flugzeug ein wenig tiefer; die tödliche Leuchtspur geht über mich hinweg. Es sind Bruchteile von Sekunden. Endlich kann ich meine Maschine zum Gegenangriff herumreißen. Der Sonnenball wandert in den Rücken. Mein Denken eilt voraus: Jetzt kommt Kurvenkampf.

Doch im selben Augenblick wimmelt es von Pfauenaugen, und unzählige Rauchfäden und Leuchtspuren durchkreuzen diesen Hornissenschwarm. Jeder Stich kann tödlich sein, und dazwischen hasten wir um unser Leben.

Für ein paar Sekunden kann ich mich absetzen.

Werner sehe ich allein und ratlos in einem Pulk von Engländern hängen, gleichsam einem deutschen Grenadier im englischen Paradeglied. Die Tommys hinter ihm wagen noch nicht zu schießen, da sonst der Brite, der vor Werner fliegt, auch getroffen würde; Werner mag den Feind vor sich nicht abschießen, weil die nächste Sekunde ihm selbst die tödliche Garbe des Hintermannes brächte.

Ich überlege in den knappen Sekunden, wie Werner zu helfen sei. In den Ohrmuscheln meines Sprechfunks höre ich ihn verzweifelt Hilfe erbitten. Schon versucht der Engländer vor ihm, die Schußbahn freizumachen.

Ich fühle genau, was mir bevorsteht, wenn ich mich in jenen Haufen stürze, der hundertfach den Tod speien wird. Ich weiß, ich werde selbst dabei vor die Hunde gehen; ich hatte es ja geahnt.

Scharf kurve ich in den Schwarm der Feinde hinein, und dann stecke ich in einem Regen glühender Geschosse, krepierender Granaten. Im Augenblick glaube ich gerammt zu werden. Doch, es ist wahrhaft nur ein Augenblick, bis ich Werner erreiche. Ich fliege ihn von der Seite an, muß ihn schon anvisieren, um den Briten dicht hinter ihm zu treffen.

Meine Waffen ballern los. Der Apparat schüttelt sich von den Rückstößen. — Doch im selben Augenblick stürzt Werner brennend hinunter, sein Angreifer zieht durch mein Visier — — und trudelt auflodernd ab.

„Aussteigen, Werner!" rufe ich. „Abspringen!"

„Ich kann nicht", brüllt er, „kann nicht mehr ..."

Gerade in dieser Sekunde verspüre ich einen Stoß, als müsse alles zerbersten. Mein Flugzeug ist getroffen und rast senkrecht in die Tiefe. Instinktiv reiße ich den linken Arm vor die Augen. Die rechte Hand tastet zu dem Griff, der das Kabinendach abwirft. Ich drücke ihn hastig hinunter, zweimal, dreimal. — Ein unheimlich dumpfes Rauschen: Feuer durchschlägt das Schott vor mir! Gummi, Oel, Phosphor, Benzin brennen, beißen in Nase und Augen.

Noch sitze ich gebannt in meinem engen Sitz, der zugleich Behälter der fünfhundert Liter teuflischen Benzins ist. Ich bin deprimiert und willenlos, und immer nur steht mir eines im Sinn: Das ist also das, was kommen mußte.

Die zweite Sekunde läßt mich bewußter handeln! Ich reiße meine Anschnallgurte los und versuche abzuspringen. Doch ich kann das linke Bein nicht anziehen, es ist eingeklemmt. — Ich kann nicht abspringen, ich werde bei lebendigem Leibe verbrennen. Erst jetzt wird mir meine Lage bewußt. Ich schreie aus Verzweiflung und Schmerz; doch es ist nur der eine Schrei. Dann drehe ich mich zur Seite und kauere mich zusammen. Ich zittere vor dem Kommenden, ja, der Gedanke daran übertüncht fast den höllischen Schmerz des Brandes. — Deutlich sehe ich die Todesanzeige mit dem Eisernen Kreuz, Wort für Wort.

Indes stürzt die Maschine der Erde entgegen. Und ich weiß es zwischen meinen Visionen, daß ich ihr in jeder Sekunde um dreihundert Meter näherkomme.

Immer stärker frißt das rauschende Feuer an meinem Körper. Der linke Arm schützt das Gesicht. Mir ist, als sei das festgeklemmte Bein bereits verkohlt.

Ich erwarte den Tod mit Angst und Neugier. — Jetzt kommt der Aufschlag — jetzt — jetzt. Mein Hirn ist zum Zerreißen gespannt. Ich fühle die kalten Arme Freund Heins. Das also ist der Tod!

„Jetzt bin ich gefallen, ich habe meine Pflicht getan."

Laut und fest sage ich es. Die eigenen Worte geben mir Ruhe und Beherrschung. — Und langsam sinke ich in den knöchernen Schoß des Todes. — Es ist ein unbekanntes Aufgelöstsein ohne Schmerz und Lust, neutral in allem Empfinden und dennoch freundlich. Es ist nicht Ohnmacht oder Schlaf; allein der Körper mag darin sein. Doch Geist und Seele schweben unbeschwert von ihm, nun, da sie in die andere Welt treten. Hier sind sie frei und scheinen sich in ungeahnter Kraft auszuspielen: Gedanken ohne konkrete Vorstellung und doch nicht nur Gefühle unbekannter Herkunft; erlöst und aufgelöst — alle Welten scheinen hier zu klingen, ohne Anfang und

Ende, ohne Rhythmus und Ton — traumwandelnd, im unbegrenzten Raum schwebend, überall seiend und alles erfüllend. Ich fühle: Das ist das Jenseits; ich bin schon ganz in jener Welt.

„Ich warte auf dich!" schrillt es plötzlich in meinen Ohren. Ich sehe: Danielles Augen schreien es mir zu. Ich denke an sie und — mich. Dieses „Ich"-Fühlen ruft mich zurück. — Wie ein zündender Funke springt mir ein Gedanke der Hoffnung zu.

Ich versuche wieder mit aller Energie, mich zu retten. Ja, ich will, ich muß noch weiterleben! — Danielle, das neue Ziel! — Mich überrascht die übermenschliche Kraft, die ich nun aufbringe, um das eingeklemmte Bein zu befreien. Das linke Becken scheint langsam zu brechen, das Knie wird verdreht. Dann endlich ist das Bein frei. — Doch quälend jagt mich in allem die Frage: Wann kommt der Aufschlag, die Explosion? Schaffe ich es noch? — Mit der ganzen Kraft der Arme und Beine drücke ich mich aus dem Sitz. Es geht nur langsam und mit verzweifeltem Willen. Noch immer klebe ich am Rumpf des Flugzeuges, weiß nicht von ihm loszukommen; und in diesem Feuer vermag ich nicht die Augen zu öffnen.

Schon glaube ich den Tod nicht mehr zu zwingen. Da reißt mich mit einem Male die Riesenfaust des Luftzuges fort.

Ich falle — frei, losgelöst von dem brennenden Ungeheuer! Glut und Schmerz sind gewichen; in mir ist beglückende Seligkeit. — Für einen Augenblick sehe ich die Erde, einen Baum, ein Gehöft — entsetzlich groß. Nur Sekunden bleiben bis zum Boden! Beherrscht greife ich zum Fallschirmgriff. Er ist nicht da. Meine Hand wird vom Luftzug hochgerissen.

Mir wollen die Sinne vergehen. Doch ich will leben, ich will ... Zitternd finde ich den Griff, reiße ihn mit letzter Kraft. Dumpf knallt der Schirm auf. Mit dem Ruck schneiden die Gurte tief in die Schenkel und geben mir die Besinnung zurück.

Friedliche Stille: Ich schwebe. — Ich kann es noch nicht fassen, noch nicht glauben und blicke nach oben: Die weiße Seide des Schirmes steht gebläht über mir im hellblauen Himmel, hier und da etwas eingerissen.

Sekunden später falle ich hart in ein Feld. Ich streife die Gurte ab und stehe mühsam auf. Der Brandgeruch von Phosphor beizt noch in der Nase. Es riecht nach gebratenem Fleisch. Ich schaue an mir hinunter. Da sehe ich es: Die Kombination hängt in verkohlten Fetzen an mir, die Beine und Arme sind halb rohes, halb gebranntes, blutiges Fleisch, an den Rändern hängen angeschmorte Hautlappen, Fett trieft hinab.

Wie mag mein Gesicht nur aussehen? Geringe Neugier erhebt in mir die Frage. Schade, ich habe keinen Spiegel zur Hand, Schmerzen habe ich auch nicht. Allein das eine fühle ich: Ich bin um Jahre älter geworden; und dennoch, es waren nur die dreißig Sekunden größter Not. Wunderlich, meine Stimme klingt so ohnmächtig. Nur mühsam rufe ich dem Bauer dahinten mein „Hallo!" zu, so schmal und kraftlos wie der Hilferuf eines im Traum Bedrängten. Doch der Bauer scheint es gut zu hören; er kommt herzugelaufen. — Nun ja, der ist schon von dieser Welt, und ich kam aus einer anderen.

Ueber den Dächern der Dörfer und Städte begannen die Glocken zu läuten.

Als die Waffen des zweiten Weltkrieges schwiegen, teilten Deutschlands Flieger das Los aller Soldaten. Auf fremdem oder heimatlichem Boden warteten sie hinter dem Stacheldraht der Gefangenenlager oder sie zogen durch das Land, suchten nach dem neuen Ziel ihres Lebens. Doch viele von ihnen kehrten vor den Toren der Universitäten, vor den Türen der Geschäfte, Büros und Fabriken um; was hatten Flieger schon gelernt!

So schauten sie immer wieder zu den Wolken hoch; da war ihr Gefilde. Nur wenige fanden in fremden Ländern diese Heimat wieder, die keinen Grenzpfahl kennt und über allen Winkeln der Erde gleich ist. Den anderen Deutschen aber blieb sie verschlossen, obwohl Blut und Krieg vergessen sein sollten.

Und noch immer, wenn ein Flugzeug den blauen Himmel streift oder die Zugvögel unter schmutzigen Wolken gegen den Herbststurm kämpfen, verhalten die flügellahmen Deutschen ihren Schritt: Die Sehnsucht zu den Wolken, zum Himmel, zur Fliegerei ist unbezwingbar.

E n d e

DIE SCHRIFTLEITUNG DES „WEG" würde sich freuen, Ihren Eindruck des hiermit abgeschlossenen Romanes von Günter Bloemertz „DEM HIMMEL AM NÄCHSTEN" wie auch Ihre Stellungnahme dazu zu erfahren. Wenn Sie es also ermöglichen können, schreiben Sie uns einige Zeilen darüber und auch, ob Sie vielleicht den Abdruck eines anderen Romanes und welcher Art für wünschenswert halten. Besten Dank im voraus!

Auch Sie sollten lesen:

DAS EI DES KO-LUM-BUS

von

Maurice Bardèche

im

Dürer-Verlag, Buenos Aires